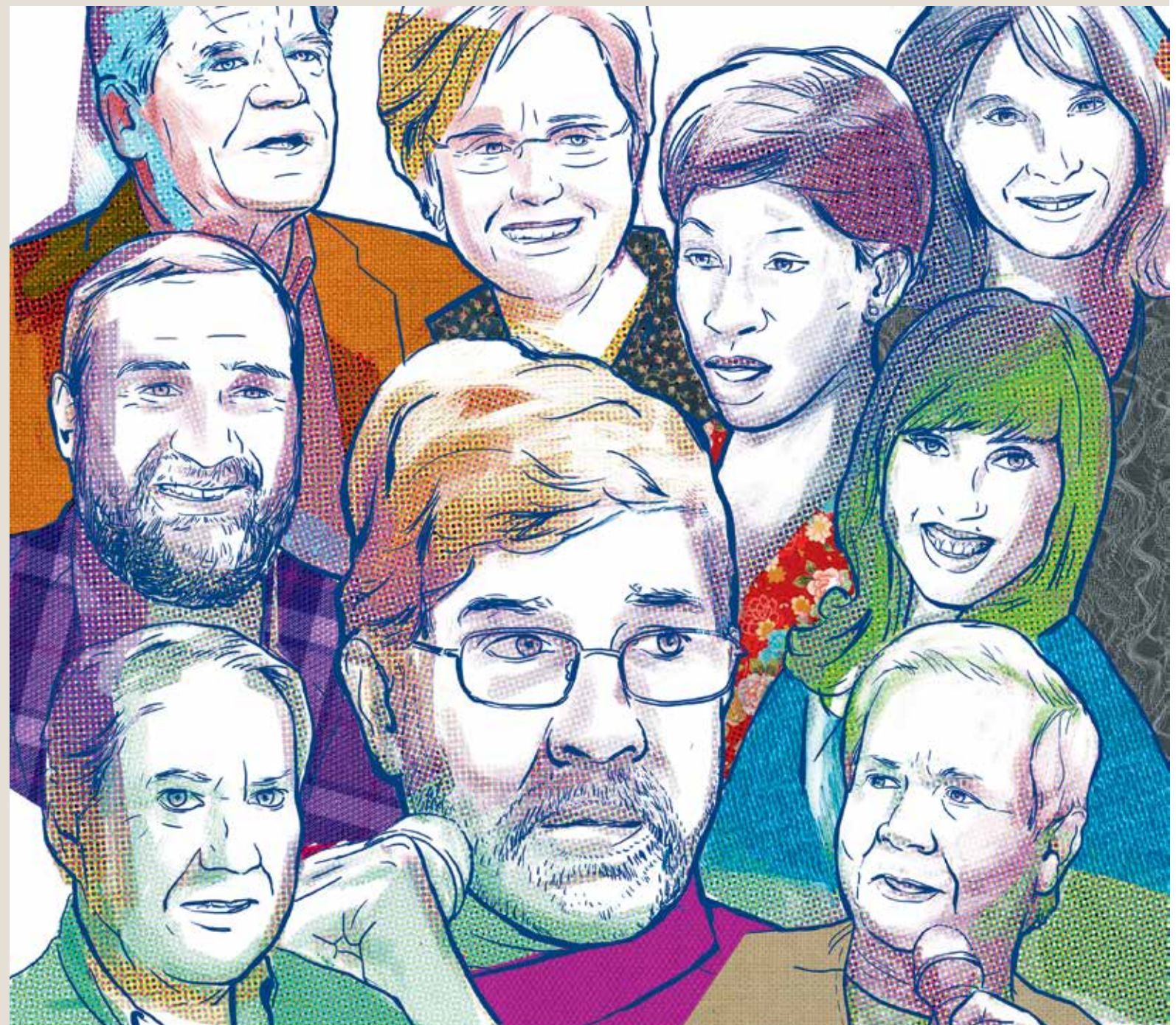


Magazin 18

10. Jahrgang :: März 2015

Zeit der Bürger

Robert Bosch **Stiftung**



Liebe Leserin, lieber Leser,



Seit 1980 kämpft Kailash Satyarthi gegen die Ausbeutung von Kindern, zunächst in seiner Heimat Indien. Mehrfach wird er brutal zusammengeschlagen und schwer verletzt. Trotzdem verfolgt

er weiter die Spuren von entführten Kindern, tritt die Türen ihrer elenden Unterkünfte ein und hilft den Befreiten zurück zu ihren Familien und in ein normales Leben.

80.000 Kinder haben der ehemalige Elektroingenieur Satyarthi und seine Organisation inzwischen aus der Sklavenarbeit gerettet. Mit dem »Global March Against Child Labour« bringt er das Thema auch international in die Schlagzeilen und auf die politische Agenda.

Am 10. Oktober 2014 verleiht das Nobelpreiskomitee Kailash Satyarthi den Friedensnobelpreis. Nur fünf Tage später spricht Satyarthi in Berlin auf der internationalen Konferenz »Zeit der Bürger«. Anlässlich ihres 50. Geburtstags hat die Robert Bosch Stiftung zu dieser Konferenz geladen und eine Studie in Auftrag gegeben. Es geht dabei um die Zukunftsfragen des eigenen Sektors. Welche Rolle können die Zivilgesellschaft im Allgemeinen und Stiftungen im Speziellen künftig spielen? Wie müssen sie sich aufstellen, um wirksam zu sein?

Den entscheidenden Unterschied machen häufig einzelne Personen wie Kailash Satyarthi oder auch die Vertreter der neuen Stiftergeneration, die ihr Vermögen für das Gemeinwohl einsetzen. Zugleich finden Zivilgesellschaft und Stiftungsarbeit aber auch im Kleinen statt, überall dort, wo Menschen ihre Umwelt gestalten.

Beeindruckende Akteure aus Zivilgesellschaft und Stiftungen, aber auch kluge Beobachter dieses »dritten Sektors« der Gesellschaft prägten die Konferenz »Zeit der Bürger«. Sie liefern auch den Stoff für dieses Magazin.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!

Ihr

Stef Schott

Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation

12

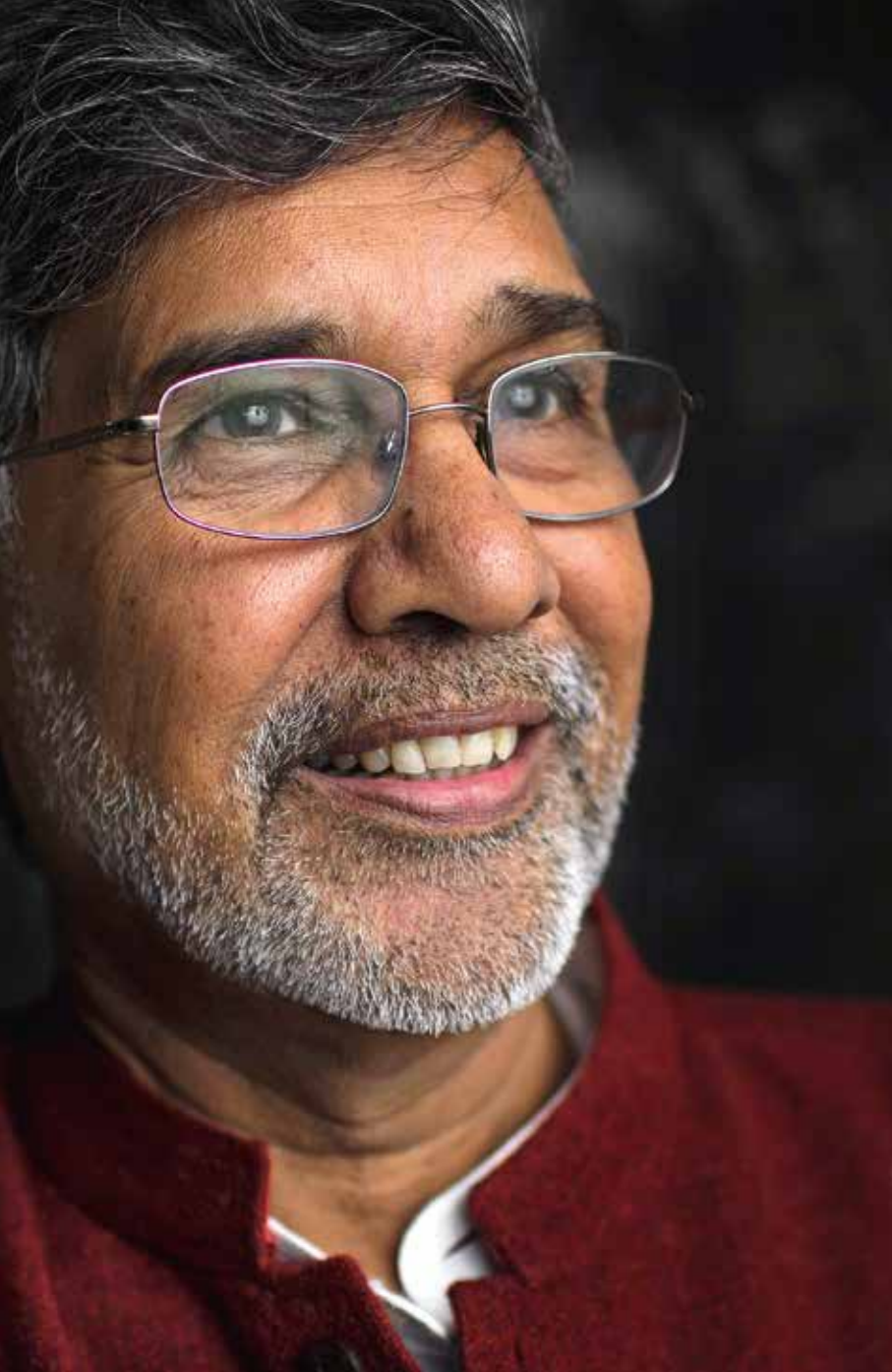
Unermüdlicher
Weltverbesserer:
Friedensnobelpreisträger Kailash
Satyarthi



36 Engagiert sich in der Flüchtlingshilfe:
Bürgerstiftung Stuttgart

:: Inhalt

- 4 Die Hoffungsstifter**
Wie die Community Foundation in Detroit hilft, eine ganze Stadt wieder auf die Beine zu bringen
- 10 »Zivilgesellschaft wächst aus Engagement«**
Bundespräsident Gauck über die besondere Rolle der Zivilgesellschaft
- 12 Die Weltveränderer**
Beispiele für herausragendes Engagement: Kailash Satyarthi, Saran Kaba Jones und Muhammad Yunus
- 16 Mittendrin statt im Abseits**
Kleine Initiative, große Wirkung: Ein Berliner Verein trägt zu mehr Bildungsgerechtigkeit im Viertel bei



32

Von Ruben Vardanyan bis Chuck Feeney:
Die neuen Philanthropen verändern die
Stiftungswelt



4

Community Foundation aus
Detroit: Wie Zivilgesellschaft
(Schulden-)Berge versetzen kann

20 Sorgenkind des 21. Jahrhunderts?

Der Soziologe Walter W. Powell über die Folgen einer
erstarkten Zivilgesellschaft für die Demokratie

22 Mehr Mut, mehr Transparenz, mehr Akzeptanz?

Die Ergebnisse der Studie
»Zukunft des Stiftens«
in zehn Thesen



28 Stiftungen können vorausgehen

Eine Expertenrunde diskutiert die Ergebnisse der
Studie »Zukunft des Stiftens«

32 Teilen, um zu helfen

Die neue Stiftergeneration: Chuck Feeney,
Ruben Vardanyan und Bill Gates

36 Die Stiftung der Stifter

Die Bürgerstiftung Stuttgart ist Plattform für alle,
die etwas in ihrer Stadt verändern wollen

40 Aktuelle Nachrichten aus der Stiftung

47 Personalien und Impressum

:: Die Hoffnungsstifter

Zivilgesellschaft lebt, wenn Bürger Verantwortung übernehmen. Sie ist das Rückgrat der Gesellschaft und wichtiger Partner für Staat und Wirtschaft. Stiftungen können mit ihren Mitteln die Triebfeder der Zivilgesellschaft sein. Wie das auf beeindruckende Art gelingen kann, zeigt die Community Foundation for Southeast Michigan in Detroit. Ihr aktuelles Projekt: nichts weniger als die Rettung der darbenden Auto-Metropole vor der Insolvenz

Von Jürgen Kalwa

An einem ganz normalen Tag im Oktober 2013 kam es am West Lafayette Boulevard in Detroit zu einer Begegnung, die das Schicksal der Stadt Detroit und ihrer Bewohner auf einen Schlag verändern sollte. Dort traf Richter Gerald Rosen in einem kleinen Deli zur Mittagszeit eine alte Bekannte: Mariam Noland, die seit 30 Jahren von ihrem Büro aus, ein paar Hochhäuser weiter, die Aktivitäten der Community Foundation for Southeast Michigan lenkt.

Der 62-jährige Jurist kämpfte damals mit einer der schwierigsten Aufgaben seiner Karriere. Er war damit beauftragt worden, als Schlichter im Konkursverfahren der Stadt Detroit das Unmögliche möglich zu machen: die hochverschuldete Stadt vor dem Ausverkauf und dem damit verbundenen totalen Niedergang zu bewahren. Einst war Detroit dank seiner florierenden Autoindustrie eine der reichsten Städte >

Langsame Revitalisierung:
»The New York Times«
beschreibt die Stimmung
in Detroit als »post-post-
apokalyptisch«



Ihre zufällige Begegnung wird zum Wendepunkt in Detroit: Mariam Noland und Gerald Rosen



> der Welt. Doch die schleichende Krise der Herstellerfirmen, eine ziemlich teure Stadtverwaltung und eine Generation von korrupten Politikern hatten das Gemeinwesen in den Ruin getrieben. Als der Gouverneur des Staates Michigan Detroit ins Insolvenzverfahren zwang, hatte man 18 Milliarden Dollar an Verbindlichkeiten angehäuft und konnte nicht mal mehr die Kosten für die Straßenbeleuchtung zahlen. Polizei und Feuerwehr arbeiteten nur noch mit weniger als halber Kraft.

Womit Rosen an diesem Herbsttag nicht gerechnet hatte: dass der Small Talk mit Noland den Wendepunkt in diesem Untergangsszenario markierte. »Was weißt du über Stiftungen?«, fragte Noland. »So gut wie gar nichts«, sagte Rosen. Anfangs noch skeptisch, dass eine Bürgerstiftung, die pro Jahr rund 50 Millionen Dollar in kleinen Tranchen an zahllose karitative Einrichtungen und sozialpolitisch aktive Gruppen ausschüttet, ihm wirklich unter die Arme greifen könnte.

Weit gefehlt: Nur wenige Wochen später saß Rosen einer Gruppe von Vertretern großer privater Stiftungen mit direkten und indirekten Beziehungen zu Detroit gegenüber – Mariam Noland hatte sie zusammengetrommelt. Sie alle waren bereit, der darbenenden Stadt mit gewaltigen und gezielten Spenden zu Hilfe zu kommen. Die langfristigen Zusagen dieser Stiftungen über insgesamt 816 Millionen Dollar wurden

zum Kernstück eines sogenannten »grand bargain«, eines Schuldenschnitts, der Ende 2014 vom Konkursrichter abgesegnet wurde.

Er bedeutete, dass Gläubiger – darunter ehemalige Polizisten, Feuerwehrleute und andere Pensionäre der Stadtverwaltung sowie betroffene Geldinstitute – erhebliche Zugeständnisse machen mussten. Aber er verhinderte auch, dass die städtische Kunstsammlung im Detroit Institute of Arts unter den Hammer kam, die auf einen Marktwert von mehreren Milliarden Dollar geschätzt wird. Sie war der einzige nennenswerte Vermögenswert gewesen, den man hätte zu Geld machen können.

Für Detroit war der Schuldenschnitt ein regelrechtes Schnäppchen. Nach jahrelanger Resignation und Lethargie spürt man nun erstmals wieder einen verhaltenen Optimismus, der seit ein paar Monaten die Revitalisierung der

Nach jahrelanger Lethargie spürt man einen verhaltenen Optimismus



Rettung vor dem Ausverkauf: Detroit's »grand bargain«

»Ihr müsst komplett verrückt sein«: Tom Woiwode von der GreenWays Initiative sorgt für mehr Fahrradwege in der Autostadt



Stadt begleitet. »The New York Times« verpasste dieser Aufbruchsstimmung unlängst das hoffnungsheischende Etikett »post-post-apokalyptisch«.

Mit derselben Energie, mit der Mariam Noland damals die Stiftungen in Detroit zusammengebracht hat, leitet sie auch die Community Foundation for Southeast Michigan. Als sie vor drei Jahrzehnten an die Spitze der Bürgerstiftung berufen wurde, verwaltete sie gerade mal zwei Millionen Dollar. Seitdem stieg das aus zahlreichen Fonds und Einzellegaten bestehende Vermögen kontinuierlich auf 775 Millionen Dollar. Geographisch deckt die Organisation eine Region ab, die weit über die Grenzen der maroden Stadt hinausgeht, deren Ruinen und von wild wuchernden Brachflächen durchzogenen Wohngebiete zu einem Sinnbild für jene postindustrielle Katastrophe geworden sind, unter der viele Metropolen in den USA leiden.

Mariam Nolands Stil ist eine ungewöhnliche Mischung aus Verantwortungsbewusstsein und einer sanft zupackenden Art, mit der sie die vor der Haustür liegenden Probleme anpackt. Kleine und große Probleme. »Ich betrachte es als ernsthaftes Geschäft. Wir arbeiten im Dienst der Öffentlichkeit. Wir rufen jeden, der sich meldet, noch am selben Tag zurück.« Bei der Community Foundation geht es inzwischen nicht mehr nur um Geld. Mariam Noland und ihr Team werfen sehr viel mehr in die Waagschale: vor allem Energie, Ideen und Visionen.

Bestes Beispiel dafür ist die Detroit Greenways Coalition, die sich darum kümmert, ein Netz von über 100 Kilometern aus Wegen nur für Radfahrer, Jogger und Fußgänger zu erstellen. Das Projekt kommt zielstrebig voran. Zu den spektaku-

lären Erfolgen gehört die Strecke am Detroit River, zu dessen Ufer es früher keinen öffentlichen Zugang gab, und die Umnutzung alter, heruntergekommenen Verkehrsachsen wie den »Dequindre Cut«, einer ehemaligen Eisenbahntrasse, die zuletzt Zufluchtsort für Drogenhändler und andere Kriminelle geworden war. »Die unmittelbare Reaktion auf diese Idee war, ihr müsst komplett verrückt sein. Detroit ist eine Autostadt. Ihr werdet hier nie Wege bauen können«, sagt Tom Woiwode von der GreenWays Initiative der Community Foundation.

Von den USA in die Welt: Historie der Bürgerstiftung

Bürgerstiftungen haben ihren Ursprung in den USA. 1914 entwickelte der Banker und Rechtsanwalt Frederick H. Goff in Cleveland ein Konzept, das die Verwaltung bereits existierender privater Stiftungsfonds bündelte und so die Ausschüttung der Mittel an lokale Einrichtungen vereinfachte. Mit der Gründung der Cleveland Community Foundation legte er den Grundstein für die erste Bürgerstiftung weltweit. Bürgerstiftungen sind eine Sonderform des sozialen Engagements: Als Stiftungen von Bürgern für Bürger engagieren sich Bürgerstiftungen unabhängig von staatlichen oder privatwirtschaftlichen Einflüssen ausschließlich für das lokale Gemeinwohl. In Deutschland wurden die ersten Bürgerstiftungen in den 1990er Jahren gegründet. Ihre Zahl wuchs in 20 Jahren auf 275 Bürgerstiftungen.

Früher undenkbar:
Rad fahren und
spazieren am
Detroit River



Comeback-Strategie:
Die Start-up-Initia-
tive Bizdom hilft
Jungunternehmern



Reparaturgeschäft
»Southwest Rides«:
Lichtblick in Mexi-
cantown

- > Heute ist es ein Vorzeigeprojekt geworden, mit dem man auch über die Stadtgrenzen hinaus auf sich aufmerksam gemacht hat. Viele junge Menschen zieht es langsam wieder in die Autostadt. Denn inzwischen findet man in den lange Zeit leer stehenden Bürotürmen in der Innenstadt auch wieder Jobs. Dank Initiativen wie der Start-up-Plattform Bizdom, einer der neuen Anlaufpunkte für ambitionierte Jungunternehmer. Eine Initiative, die ebenfalls von der Community

Foundation gefördert wird. Der praktische Ansatz ist ein zentrales Element einer Comeback-Philosophie. Denn Detroit braucht vor allem eines, um überleben zu können: Menschen, die Betriebe aufbauen. Und zwar solche, die in nicht so ferner Zukunft Gewinne abwerfen, Steuern bezahlen und Mitarbeiter einstellen. Denn unter den 50 größten amerikanischen Städten hat die ins Stottern geratene Motor City die höchste Arbeitslosenquote.

Hilfe für Detroit Bosch Community Fund

Mit bis zu drei Millionen Dollar pro Jahr fördert auch die Stiftung »Bosch Community Fund« (BCF) gemeinnützige Projekte in den Vereinigten Staaten. Der Fokus des BCF liegt auf der Stärkung von MINT-Fächern und Initiativen zum Thema Nachhaltigkeit, insbesondere im Bereich Umweltschutz und Umweltbildung. Mehr als die Hälfte seines jährlichen Budgets wird für gemeinnützige, lokale Projekte an den größten Bosch-Standorten in den USA bereitgestellt. In Detroit unterstützt der BCF Projekte an öffentlichen Schulen im Bereich erfahrungsbasiertes Lernen sowie ein Förderprogramm für Lehrer.

Die Community Foundation hält ein beachtliches Mosaik aus vielen, sehr vitalen Geschäftsideen in Schwung. Sei es das Gemeinschaftsbüro für ambitionierte Geschäftsleute an der Grand River Avenue in Grandmont Rosedale im Nordwesten, das von einer in der Gegend ansässigen Non-Profit-Organisation eingerichtet wurde. Oder das sehr viel größere Gründerzentrum TechTown, das in einem ehemaligen Gebäude des Automobilherstellers General Motors als Schaltstelle für das sich langsam entwickelnde neue Start-up-Milieu fungiert.

Hier können kreative Menschen wie David Stenson innovative Antriebsaggregate für Lastwagen entwickeln, die noch eine Weile brauchen, ehe sie marktgängig produziert werden. Auch weil es Schwierigkeiten mit dem Image der Autoindustrie von Detroit gibt. Stenson kämpft ständig gegen



Vorurteile an: »Die Autoindustrie produziert doch keine attraktiven Erträge, sie ist nicht auf der Höhe der Zeit.« Sätze wie diese hört Stenson ständig. Aber es spornt ihn an.

Für den Kinderarzt und Pharmakologen Dr. Patrick Hines, der seine Erkenntnisse aus der Gefäßforschung als Geschäftsidee weiterentwickelt, sind es andere Hürden. »Mir fehlen die Kontakte zu Geldquellen. Zu Experten, die sich mit Zulassungsvorschriften auskennen. Zu Fachleuten aus dem Bereich Patentschutz«, sagt er. Das vielschichtige und nachhaltige Netzwerk der Community Foundation bietet ihm da jede Menge praktische Hilfe – und die nötigen Kontakte.

Die helfenden Hände der Community Foundation erreichen aber auch kleinere Initiativen, viele davon in den ärmeren Stadtvierteln von Detroit. Ein Schwerpunkt der Förderung liegt dabei auf der Anschubhilfe für kleine Unternehmen, wie zum Beispiel das Reparaturgeschäft für gebrauchte Fahrräder namens Southwest Rides. Der kleine Laden in Mexicantown ist mehr als ein Reparaturgeschäft: Kinder und Jugendliche kommen hier zusammen und lernen nützliche handwerkliche Fertigkeiten. Es ist ein Vorzeigeprojekt für die ganze Nachbarschaft und ein Konzept, für das auch Mariam Noland ein offenes Ohr hatte.



Profitiert im Gründerzentrum TechTown von der Förderung der Stiftung: Pharmakologe Patrick Hines

Sie hält sich gerne im Hintergrund, die Frau mit der sanften Stimme, dem leichten Lächeln und den hinter der Brille glitzernden Augen, die als erste und bislang einzige Präsidentin die Community Foundation for Southeastern Michigan leitet und deren Tätigkeitsbereich inzwischen weit über die Grenzen der Metropole hinausreicht. Noland redet nicht gerne über sich und ihre Rolle. Ihren Auftrag erledigt sie zusammen mit ihren knapp 30 Mitarbeitern mit einem beeindruckenden Selbstverständnis. Vielleicht ist es genau diese besondere Fähigkeit, mit der man auch das Vertrauen all jener gewinnt, die der Community Foundation beachtliche Teile ihres Vermögens überlassen.

»Da war der Mann, der eines Tages hier am Empfang stand und sagte, er wolle eine Stiftung gründen wie Mister Rockefeller«, erzählt Noland. »Er hatte einen langen Bart und war eindeutig obdachlos. Wir hätten ihn rauswerfen können, aber ich habe gesagt, bringt ihn in das Konferenzzimmer. Dort erzählte er, dass er anderen Obdachlosen helfen möchte. Dann verschwand er wieder und starb. Aber er hinterließ uns eine beträchtliche sechsstellige Summe. Den Eugene Howe Endowment Funds.«

Es sind Geschichten wie diese, Menschen wie Mariam Noland und Stiftungen wie die Community Foundation, die zeigen, dass eine engagierte Zivilgesellschaft die Kraft hat, Dinge zu bewegen und dauerhaft zu verändern. Vor allem in Zeiten, in denen staatliche Institutionen angesichts schrumpfender Ressourcen immer mehr an ihre Grenzen kommen. Nolands beeindruckende Energie entdeckte übrigens nicht nur Richter Gerald Rosen auf dem Höhepunkt der Krise, sondern auch die Lokalzeitung »Detroit Free Press«. Die präsentierte im November 2014 auf der Titelseite unter der Überschrift »Wie Detroit wiedergeboren wurde« eine Galerie mit neun der entscheidenden Figuren. Unter ihnen: Mariam Noland. Denn auch sie hatte der Stadt ein Stück Hoffnung gestiftet.



Jürgen Kalwa wurde einst durch die Motown-Musik neugierig auf Detroit und seine kreativen Strömungen. Unter den Detroit-er Künstlern fasziniert ihn aber besonders ein Typus: der Überlebenskünstler.

:: Zivilgesellschaft wächst aus Engagement

Der Stiftungssektor ist in Bewegung, die Bürgerschaft so aktiv wie nie: Mit einer bemerkenswerten Rede eröffnete Bundespräsident Joachim Gauck die Konferenz »Zeit der Bürger«



Der erste Gedanke, der mir anlässlich des 50. Jubiläums der Robert Bosch Stiftung in den Sinn kam, hing mit Robert Bosch zusammen: Unglaublich, was eine Motorzündung so alles auslösen kann! Seit Jahren tauchen zehntausende deutsche, polnische und türkische Schülerinnen und Schüler tief ein ins Land der jeweils anderen. Studierende aus den Balkanländern reisen einen Monat lang kreuz und quer durch Europa. Junge Leute aus bildungsfernen Elternhäusern bekommen mit kleinen Stipendien große Möglichkeiten. Deutsche und chinesische Medienleute erhalten die Chance, offen miteinander zu reden. [...]

Heute feiern wir 50 Jahre Robert Bosch Stiftung – und können nur staunen, wo man überall auf Menschen trifft, die durch diese Stiftung in ihrem Denken und Tun gestärkt wurden oder gerade gestärkt werden: im Planungsstab des amerikanischen Außenministeriums oder in einer Bibliothek im Nildelta, bei der Londoner Denkfabrik Chatham House oder in einer Bürgerinitiative in Nowosibirsk. Und auch im Bundespräsidialamt übrigens! [...]

Ganz allgemein genießen Stifter und Stiftungen in der Öffentlichkeit Respekt und Anerkennung für das, was sie tun. Und zwar ganz unabhängig von ihren Motiven. Die können sehr unterschiedlich sein: Der eine Stifter reitet sein ganz persönliches Steckpferd, der andere will gesellschaftliche Verbesserungen anstoßen, Not lindern oder die Kunst fördern. [...]

Bundespräsident
Joachim Gauck bei
der Eröffnungsrede
zur Konferenz
»Zeit der Bürger«

Stiftungen dürfen nicht nur experimentieren, sie sollen es sogar

Aber natürlich gibt es auch kritische Stimmen gegenüber dem Stiftungswesen: Schließlich dürfen da Einzelne entscheiden, zu welchen Zwecken sie steuerbegünstigt Vermögen stiften. [...] Solche Kritik übersieht nicht nur, dass es günstigere Methoden der Steuervermeidung gibt. Sie übersieht vor allem, dass der Stifter nicht in erster Linie Steuern spart, sondern vor allem auf sein Vermögen verzichtet. [...]

Natürlich sollte die Öffentlichkeit sich dafür interessieren, wie und wofür Stiftungen ihr Geld verwenden. Denn mittelbar geben Stiftungen, weil steuerbegünstigt, immer auch Geld aus, das sonst den öffentlichen Kassen zugeflossen wäre. [...] Modern geführten Stiftungen wird der interessierte Blick der Öffentlichkeit willkommen sein. Denn ein guter Ruf ist ein wichtiger Teil des Kapitals, von dem sie zehren. Die Zahl jener Stiftungen wächst, die Einblicke in ihre Bücher gewähren. Gut so, denn ohne Kenntnis der Fakten ist eine fundierte Bewertung nicht möglich.

Jene, die Stiftungshandeln bewerten, mögen dabei aber auch bedenken: Stiftungen sollten nicht nur das allseits Erwartbare tun, das rundum Akzeptierte, das vollkommen Gefährlose. [...] Stiftungen dürfen mit ihren Mitteln nicht nur experimentieren, sie sollen es sogar. Sie sollen probieren, was geht in unserer Gesellschaft, was sich anstoßen und bewegen lässt. Inkubatoren für das Neue, Innovationsmotoren für den Wandel in Staat, Zivilgesellschaft und Wirtschaft – das sollen Stiftungen sein. Das dürfen sie sich zutrauen – und das dürfen wir ihnen zutrauen.

Die Robert Bosch Stiftung hat 1974 begonnen, übrigens auf Anraten ihres damaligen Kuratoriumsmitglieds Richard

von Weizsäcker, Kontakte zwischen Menschen in der Bundesrepublik und Polen zu fördern – eine Pioniertat, wenn man bedenkt, dass damals »Wandel durch Annäherung« zwar politisches Programm war, die Begegnung zwischen einfachen Bürgern aber noch eher selten. Ebenso eine Großtat ist es, wenn sich heute acht Stiftungen zusammenschließen, um Integrations- und Migrationspolitik neu zu durchdenken. Genau das ist die Zukunftsweisung, die ich mir von Stiftungen wünsche. [...]

Es ist ein gutes Zeichen, dass so vieles in Bewegung geraten ist im Stiftungssektor. [...] Gut auch, dass Gemeinschaftsstiftungen immer beliebter werden. Viele von ihnen sind Bürgerstiftungen: Eine gab es vor rund zwanzig Jahren – heute sind es 275. Ihr Kapital hat sich in den vergangenen zehn Jahren verzehnfacht. Besonders ermutigend finde ich bei diesen Stiftungen von Bürgern für Bürger: Ihr Vermögen kommt nicht allein in harter Währung daher, sondern auch in Form von Zeit, Zuwendung, Ideenreichtum. [...]

Nicht nur der deutsche Stiftungssektor erscheint höchst lebendig, auch insgesamt gedeiht die Bürgergesellschaft in unserem Land – deren Teil und Förderer Stiftungen ja sind. Immer mehr Menschen sagen, sie wollten sich gern engagieren, auch wenn noch nicht alle ihre guten Vorsätze tatsächlich umsetzen. Es gibt eine große Vielfalt von Vereinen, Bürgerinitiativen und anderen Non-Profit-Organisationen. [...]

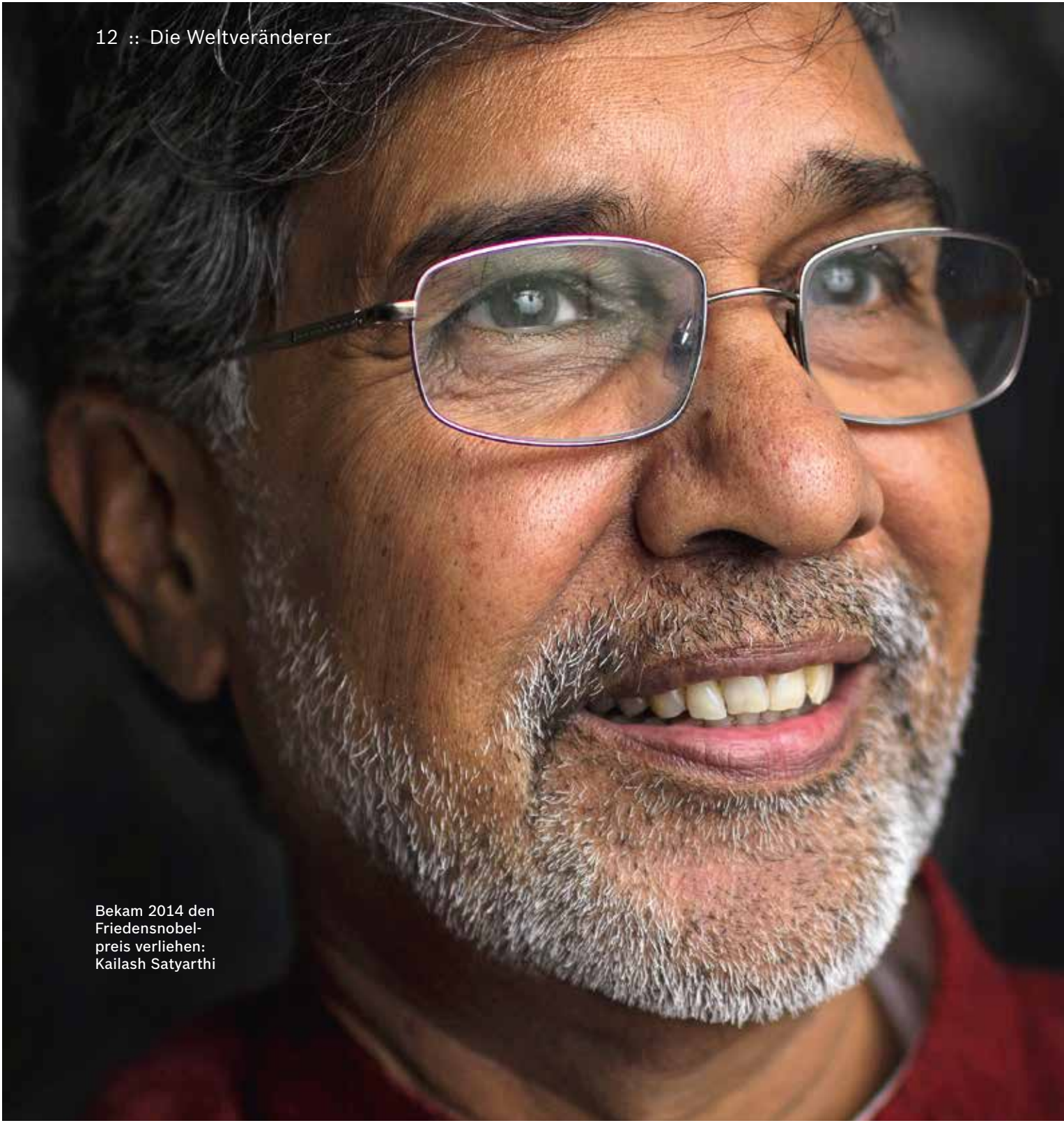
Bürgerinnen und Bürger können viel bewegen. Sie stehen – in der offenen Gesellschaft – in einem produktiven Wechselverhältnis zum Staat und seinen Institutionen, zur Wirtschaft und ihren Unternehmungen. Sie sind aufeinander angewiesen. Sie ergänzen einander. [...] Denn auch wenn Parlamente das Rückgrat unserer Demokratie sind, weil sie in einzigartiger Weise demokratisch legitimiert sind – eine wache, lebendige Bürgergesellschaft ist ein unverzichtbares Korrektiv für Missstände und ein wichtiger Katalysator für Veränderungen, in der Wirtschaft wie in der Politik. [...]

Und wir sehen weltweit: Wo Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Achtung der Menschenwürde noch kein Zuhause haben, ist bürgerschaftliches Engagement Hoffnung und Motor für ein besseres Morgen. Wo immer ich im Inland oder Ausland unterwegs bin, treffe ich auf selbstbewusste Bürgerinnen und Bürger – ob in der Türkei, in Myanmar oder in Indien. In so verschiedenen Ländern wie Tunesien oder der Ukraine zeigt sich, wie durch Proteste die Zivilgesellschaft zu neuem Selbstbewusstsein finden kann. Autoritäre Herrscher und Diktatoren fürchten die Zivilgesellschaft als Raum des freien Denkens, sie fürchten ermächtigte Bürgerinnen und Bürger.

Offene Gesellschaften hingegen brauchen solche Bürgerinnen und Bürger. [...] Zivilgesellschaft wächst aus solchem Engagement heraus. Ihre Strukturen sind zerbrechlich und offen. Und es ist wichtig, das Streben aus der Mitte dieser Gesellschaften durch staatliche wie stifterische Initiativen zu begleiten – so wie es die Robert Bosch Stiftung und viele andere tun. [...]

Bürgerschaftliches Engagement ist der Motor für ein besseres Morgen

Geschichte ist offen, die Zukunft gestaltbar. Es ist an uns, das Privileg der Freiheit verantwortlich zu nutzen – eigensinnig und doch mit dem Ziel des Gemeinsinns. Es ist an uns, unser Vermögen für andere einzusetzen. Auch wer nicht über materielle Reichtümer verfügt, vermag viel zu tun. Wer das Glück hat, mit dem Vermögen anderer arbeiten zu dürfen, der stifte an, was er für wichtig und richtig erkannt hat. Und wer reich ist, dem rufe ich den schönen Satz von Robert Bosch zu: »Der Idealist ist ein Materialist, klug genug einzusehen, dass es nicht ihm allein gut gehen kann.«

A close-up portrait of Kailash Satyarthi, a man with a grey beard and glasses, smiling slightly. He is wearing a red garment.

Bekam 2014 den
Friedensnobel-
preis verliehen:
Kailash Satyarthi

:: Die Weltveränderer

Ob die Friedensnobelpreisträger Kailash Satyarthi und Muhammad Yunus oder die Sozialunternehmerin Saran Kaba Jones: Eine aktive Zivilgesellschaft braucht Menschen, die vorausgehen und den Mut haben, Dinge zu verändern

Die Robert Bosch Stiftung unterstützt Kailash Satyarthi im Kampf gegen Kinderarbeit seit einigen Jahren. Aktuell fördert die Stiftung sein Projekt »Child Friendly Villages«.

Der Mutige

2014 erhielt der indische Kinderrechtler Kailash Satyarthi für seinen jahrzehntelangen Einsatz für Kinderrechte den Friedensnobelpreis. Trotz der weltweiten Anerkennung für seine Arbeit bleibt sein Engagement lebensgefährlich

Von Ellen Köhrer

Damit sie nicht entdeckt werden, starten Kailash Satyarthi und seine Helfer ihre Rettungsaktion im Morgengrauen. Ein Youtube-Video zeigt, wie sie mit den Wagen vor schäbigen Hütten am Fuße eines Steinbruchs haltmachen. Wollen sie die Kinder und ihre Eltern, die dort als Arbeitssklaven leben, befreien, muss es schnell gehen. Kailash Satyarthi steigt aus, erklärt den Bewohnern knapp die Situation, nimmt Männer und weinende Kinder in den Arm, beruhigt sie. In Windeseile raffen sie ihr Hab und Gut zusammen und klettern auf den bereitstehenden Lkw, der sie ins Dorf von Satyarthis Organisation »Bachpan Bachao Andolan/Save the Childhood Movement« im indischen Rajasthan bringt. Dort können sie ein neues Leben beginnen, die Kinder lernen lesen und schreiben, die Jugendlichen ein Handwerk.

Auf diese und ähnliche Weise hat Satyarthi zusammen mit seinen Helfern rund 80.000 Kindersklaven aus Indiens Steinbrüchen, Ziegeleien und Teppichknüpfereien gerettet. Laut den Vereinten Nationen arbeiten über zwölf Millionen indische Kinder in Jobs, die als gefährlich gelten. Die Dunkelziffer

liegt vermutlich um einiges höher. Nach Angaben der International Labour Organization (ILO) gibt es weltweit über 168 Millionen Kinderarbeiter.

Satyarthi hat neben seinem Engagement für Kinderarbeiter auch zur Entwicklung von bedeutenden internationalen Konventionen zum Schutz von Kinderrechten beigetragen. Er hat mit seiner Organisation »Global March Against Child Labor« friedliche Proteste und Demonstrationen organisiert und sich gegen Ausbeutung von Kindern eingesetzt. 2014 bekam der 61-Jährige dafür zusammen mit der 17-jährigen Malala Yousafzai aus Pakistan den Friedensnobelpreis.

In seiner Nobelrede in Oslo erinnert Satyarthi an Mahatma Gandhi, der einst mahnte: »Wenn wir wirklichen Frieden in der Welt lehren wollen, sollten wir mit den Kindern beginnen.« Er erzählt dem Nobelpreispublikum von der kleinen Devli, die er aus der Zwangsarbeit befreite. Als sie in seinem Auto saß, habe sie ihn gefragt, warum er nicht früher gekommen sei. »Ihre wütende Frage erschüttert mich immer noch und hat die Kraft, die ganze Welt zu erschüttern«, sagt er und mahnt Freunde, Regierungen, Unternehmen, zwischenstaatliche Einrichtungen, die globale Zivilgesellschaft, Glaubensführer und Institutionen zur dringenden Zusammenarbeit. »Jede einzelne Minute zählt, jedes einzelne Kind zählt, jede einzelne Kindheit zählt.«

Geboren in der Kleinstadt Vidisha als Sohn eines Polizeibeamten hatte Satyarthi schon früh gelernt, dass es Kinder gibt, die es nicht so gut haben wie er. Kinder, die in die unteren Ränge des indischen Kastensystems hineingeboren werden und sich nicht aus eigener Kraft aus der Armut befreien können. Bereits mit elf Jahren startete er seine ersten Projekte: Er gründete einen Fußballverein und erhob Mitgliedsbeiträge, um damit die Schulgebühren für ärmere Kinder zu bezahlen. Mit 24 Jahren gab Satyarthi seinen Job als Elekt-

roingenieur und Hochschullehrer auf und gründete die Organisation »Bachpan Bachao Andolan (BBA)« gegen Kindersklaverei, Kinderhandel und Kinderarbeit. Heute arbeitet BBA mit 470 Partnerorganisationen in Indien, Pakistan, Nepal, Bangladesch, Bhutan und Sri Lanka und gilt weltweit als führende Institution im Kampf gegen Kinderarbeit.

Die Robert Bosch Stiftung unterstützt die Arbeit des Friedensnobelpreisträgers seit 2013. Im Herbst 2014 war er zu Gast bei der Zukunftskonferenz der Stiftung in Berlin. Dort forderte Satyarthi ein Geburtsrecht auf Bildung für alle Menschen. Besonders wichtig sei das für Mädchen und Frauen, denn zwei Drittel aller Analphabeten in der Welt seien weiblich. »Das ist die besondere Verantwortung der Staaten und der internationalen Gemeinschaft«, sagt Satyarthi, »denn ohne Bildung ist unsere Gesellschaft nicht denkbar.«

Seit diesem Jahr unterstützt die Stiftung auch sein Projekt »Child Friendly Villages«, das in den nächsten zweieinhalb Jahren weitere 27 Orte in drei indischen Bundesstaaten zu »kinderfreundlichen Dörfern« umgestalten will. Das Ziel ist erreicht, wenn dort die Kinderarbeit abgeschafft wird, Kinder zur Schule gehen, Kinderparlamente sowie Jugend- und Frauengruppen gegründet werden, die vom Dorf- und Ältestenrat anerkannt werden.

Trotz der weltweiten Anerkennung bleibt Satyarthis Engagement gefährlich. Er musste Anschläge auf sein Leben erdulden, ist brutal zusammengeschlagen worden, sein Büro wurde in Brand gesetzt. In der Nobelrede erinnerte er daran: »Ich habe zwei Kollegen verloren, einer wurde erschossen, einer zu Tode geprügelt. Die meisten Kollegen wurden viele Male geschlagen. Das ist also kein einfaches Spiel.« Aufgeben will er trotz aller Gefahren nicht. Denn seine Vision ist eine Welt ohne Kinderarbeit, und er glaubt fest daran, dass er das noch erleben wird.



Sie zog die Entwicklungshilfe der internationalen Politik vor: Harvard-Absolventin Saran Kaba Jones

Die Unternehmerin

Mit gerade einmal 26 Jahren hat Saran Kaba Jones ihre erste Hilfsorganisation gegründet. Seitdem wandelt sie zwischen ihren beiden Heimatländern Liberia und USA

Von Dennis Yücel

Partner in der Ebola-Krise: Die Robert Bosch Stiftung unterstützte 2014 das Projekt »FACE Africa Response to the Ebola Virus Outbreak in Liberia«, das die Eindämmung der Epidemie zum Ziel hatte.

Als Saran Kaba Jones im Jahr 2008 nach Liberia zurückkehrte, erkannte sie das Land ihrer Kindheit nicht mehr. Seit sie vor 19 Jahren mit ihrer Familie vor dem dortigen Bürgerkrieg geflohen war, hatte sie ihre Heimat nicht mehr gesehen. Der Krieg hatte das Land ausgezehrt. »In den 1980er Jahren konnte eine liberische Mittelklassefamilie wie unsere ein anständiges Leben führen«, erzählt sie. »Als ich zurückkam, gab es überhaupt nichts mehr. Keine Straßen, keine Stromversorgung, kein Wasser. Das Land war am Boden.«

Jones ist als Tochter eines Diplomaten unter anderem in Ägypten und Frankreich aufgewachsen. Sie hat internationale Schulen besucht und schließlich in Harvard Internationale Beziehungen studiert. Ihre Zu-

mentarsten beginnen muss«, sagt sie. »Dem Zugang zu sauberem Wasser.«

Heute, sechs Jahre später, hat Jones zwölf Mitarbeiter und ihre eigene Organisation namens FACE Africa, mit der sie bereits 35 Dörfer im River Cess County mit Wassersystemen ausgestattet hat. Für die Menschen in dem ärmsten Landstrich Liberias ist das nicht nur hygienischer – sie sparen sich dank der Pumpen direkt im Dorf auch Stunden an täglichem Fußmarsch. Eine Last, die normalerweise besonders die Frauen in Liberia trifft. In den nächsten Jahren sollen sämtliche 80.000 Bewohner der Region Zugang zu Frischwasser erhalten.

Wegen der aktuellen Ebola-Krise konzentriert sich FACE Africa jedoch im Moment auf die Soforthilfe. Im November 2014 wurden im River Cess County 90 Ebola-Fälle gemeldet. Jones fuhr mit ihren Mitarbeitern von Dorf zu Dorf, sie verteilten Eimer und Desinfektionsmittel und klärten die Menschen über das Virus auf. Ständig pendelt Jones zwischen Boston, wo sie gemeinsam mit ihrem Mann lebt, und dem Hinterland Liberias.

Es ist ein Leben zwischen zwei Welten. Zwischen Büroalltag, Fundraising und Treffen mit der internationalen Wirtschafts- und Politikelite – und beschwerlichen Reisen durch eine der ärmsten Regionen der Welt, wo es keine einzige asphaltierte Straße gibt und Jones meist in Lehmhütten übernachtet. »Ich sehe ständig die Unterschiede. Ich weiß, dass ein besseres Leben möglich ist und die Menschen in Liberia ein besseres Leben verdienen. Dafür kämpfe ich.«

Der Optimist

Was ich getan habe, ist keine Magie«, sagt Muhammad Yunus auf der Zukunftskonferenz der Robert Bosch Stiftung in Berlin. Bescheiden wirkt der 74-Jährige in seiner karierten Kurta, dem knielangen Hemd, das er zur Hose trägt. Die Mikrokredite habe er eher zufällig erfunden. Das war 1974, Bangladesch litt nach dem Unabhängigkeitskrieg von Pakistan unter einer schlimmen Hungersnot. »Draußen starben die Menschen und ich unterrichtete Wirtschaft – mir kam es vor, als würde ich Märchen erzählen«, so Yunus. Der junge Professor wollte herausfinden, wie er den Menschen helfen kann. Und so ging er ins nächste Dorf. Die Bewohner dort waren hoch verschuldet und abhängig von Kredithaien. »Das machte mich wütend«, sagt Yunus.

Kurzentschlossen verlieh er Geld aus seiner eigenen Tasche. Mit seinen 27 US-Dollar konnten 42 Menschen ein kleines Gewerbe gründen. Dass Yunus damit die Mikrokredite erfand, zwei Jahre später die Grameen Bank (Dorfbank) gründen und dafür 2006 den Friedensnobelpreis bekommen würde, konnte er damals nicht ahnen. »Ich dachte, wenn diese kleine Sache so viele Menschen glücklich macht, warum sollte ich das nicht weiterführen«, erzählt er bei der Verleihung des Nobelpreises. »Kein Mensch wird geboren, um Hunger und Armut zu erdulden.«

Er selbst hatte Glück und konnte als Sohn eines Juweliers Volkswirtschaft studieren. Mit einem Stipendium ging er anschließend in die USA, machte den Master und promovierte, bevor er nach Bangladesch zurückkehrte, und

Die Erfindung der Mikrokredite bescherte Muhammad Yunus 2006 den Friedensnobelpreis. Seine Vision von einer Welt ohne Armut lässt ihn seither dutzende Sozialunternehmen gründen

Von Ellen Köhrer

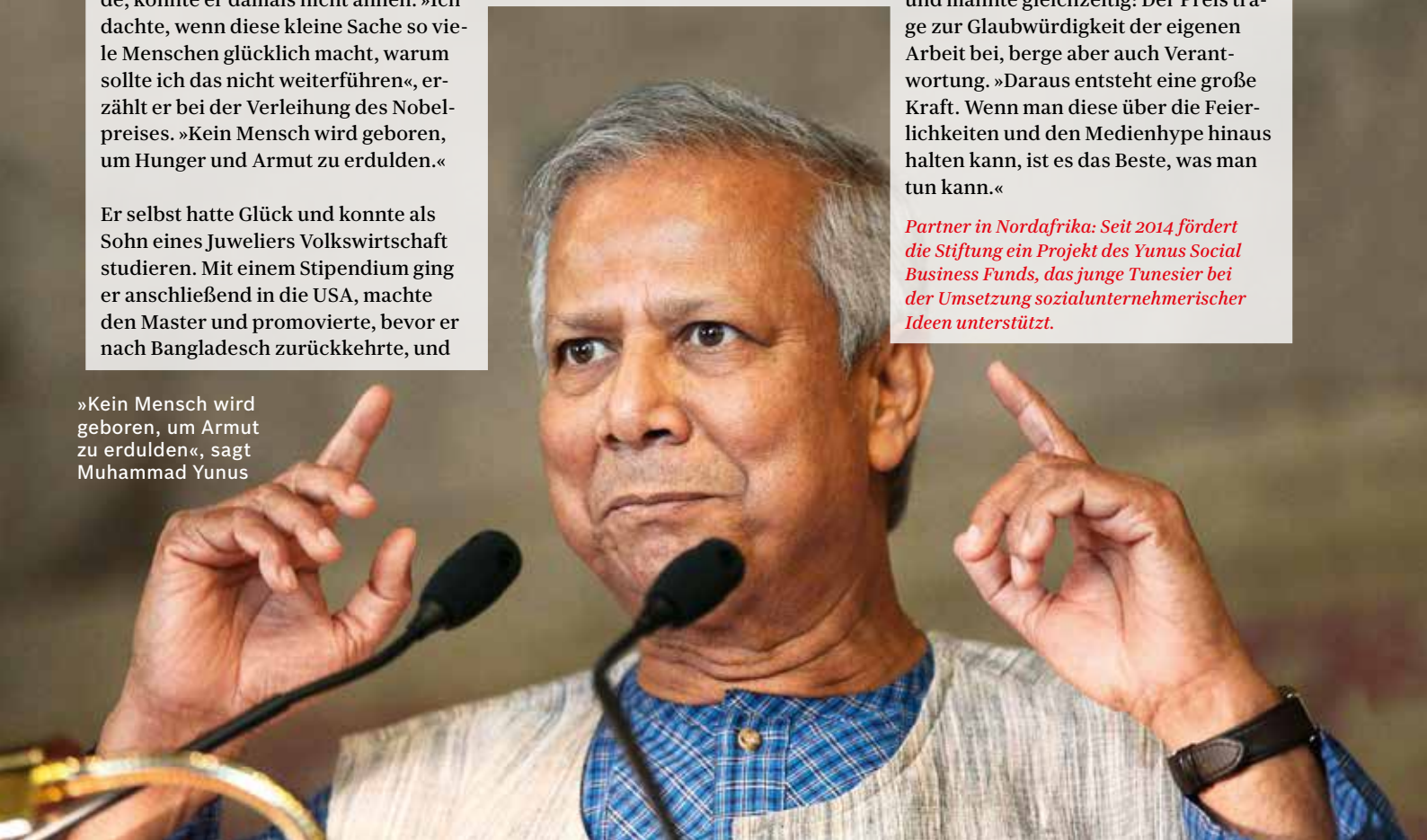
die Mikrokredite erfand. Bis heute hat die Grameen Bank 8,5 Millionen Mikrokredite vergeben und vielen Millionen Menschen ein besseres Leben ermöglicht. Eine Bank als Sozialunternehmen, die erste von vielen Ideen, die Yunus durchgesetzt hat. Sieht er ein Problem, gründet er ein Unternehmen: Grameen Solar bringt Strom in tausende Dörfer. Grameen Phone sorgt für Telefon- und Internetanschlüsse im ganzen Land. Grameen Danone produziert mit Vitaminen angereichertes Joghurt für Kinder mit Mangelernährung.

Doch so viel Umtriebigkeit und Erfolg sorgt auch für Neid und Missgunst. Die Regierung von Bangladesch hat Yunus vor drei Jahren als Chef seiner eigenen Bank abgesetzt. Offiziell musste er aus Altersgründen zurücktreten. Von Misswirtschaft und Veruntreuung von Geldern war die Rede. Bestätigt haben sich die Gerüchte nicht. Der »Banker der Armen«, der unermüdlich um die Welt reist, sich für die Abschaffung der Armut einsetzt und mit den Mächtigen dieser Welt zusammenarbeitet, war der Regierung in Bangladesch womöglich zu einflussreich geworden.

Heute ist er mit seiner Firma Yunus Social Business weltweit aktiv und hilft kleinen Gewerbebetrieben bei der Gründung und beim Aufbau ihrer Betriebe in Albanien, Brasilien, Haiti, Kolumbien, Indien, Tunesien und Uganda. Er ist rund um den Globus als Redner und Berater willkommen und wird mit Auszeichnungen und Preisen überhäuft. Yunus ist trotzdem bescheiden geblieben. Auf dem Podium der Zukunftskonferenz der Robert Bosch Stiftung gratulierte er dem aktuellen Friedensnobelpreisträger Kailash Satyarthi und mahnte gleichzeitig: Der Preis trage zur Glaubwürdigkeit der eigenen Arbeit bei, berge aber auch Verantwortung. »Daraus entsteht eine große Kraft. Wenn man diese über die Feierlichkeiten und den Medienhype hinaus halten kann, ist es das Beste, was man tun kann.«

Partner in Nordafrika: Seit 2014 fördert die Stiftung ein Projekt des Yunus Social Business Funds, das junge Tunesier bei der Umsetzung sozialunternehmerischer Ideen unterstützt.

»Kein Mensch wird geboren, um Armut zu erdulden«, sagt Muhammad Yunus





:: Mittendrin statt im Abseits

Es muss nicht immer die weite Welt sein. Zivilgesellschaftliches Engagement kann auch vor unserer Haustür große Erfolge erzielen. Dies zeigt ein kleiner Verein aus Berlin, der mit Sport, Spaß und Herzblut die Bildungsgerechtigkeit im Viertel fördert

Von Lena Schnabl

An einem Mittwochnachmittag fetzen zwölf kleine Mädchen durch eine Schulturnhalle im Norden Berlins. Aufwärmen, bevor sie Fußball spielen werden. »Die sind nicht erschöpft zu kriegen«, sagt die Trainerin, die die Mädchen seit letztem September begleitet, und pumpt die Fußbälle auf. Die Mädchen spielen Fangen, packen sich an den Händen und ziehen sich gegenseitig durch die Halle. Auf ihren T-Shirts steht: »kein Abseits!«. Der Name eines Vereins, der sich für mehr Bildungsgerechtigkeit und für ein friedliches Miteinander einsetzen möchte.

Reinickendorf, wo die Schule steht, gehört wie der Wedding, Kreuzberg und Neukölln zu den sogenannten Brennpunkt-Stadtvierteln Berlins. Alle paar Minuten dröhnt ein Flugzeug über die Dächer. Cafés und Läden sucht man vergeblich und auch Freizeitmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche sind selten. »Keine besonders attraktive Wohngegend«, sagt Gloria Amoruso an einem anderen Tag in ihrem Büro im Wedding. Sie hat den Verein »kein Abseits! e. V.« 2011 gemeinsam mit ihrer Schulfreundin Sinem Turaç gegründet. »Da haben wir uns ganz schön etwas vorgenommen«, sagt sie, die damals gerade ihren Bachelor in Italienstudien abschloss.

Amoruso stammt, wie viele Kinder des Projekts, aus einer »bildungsfernen Familie«, sagt sie. Sie war die Erste in ihrer Familie, die Abitur gemacht hat. Nach dem Bachelor in Italienstudien folgte ein Master in Europawissenschaften. Mitt- >

Mit Teamgeist zu mehr Selbstbewusstsein: Die Mädchenfußballmannschaft aus Berlin-Reinickendorf

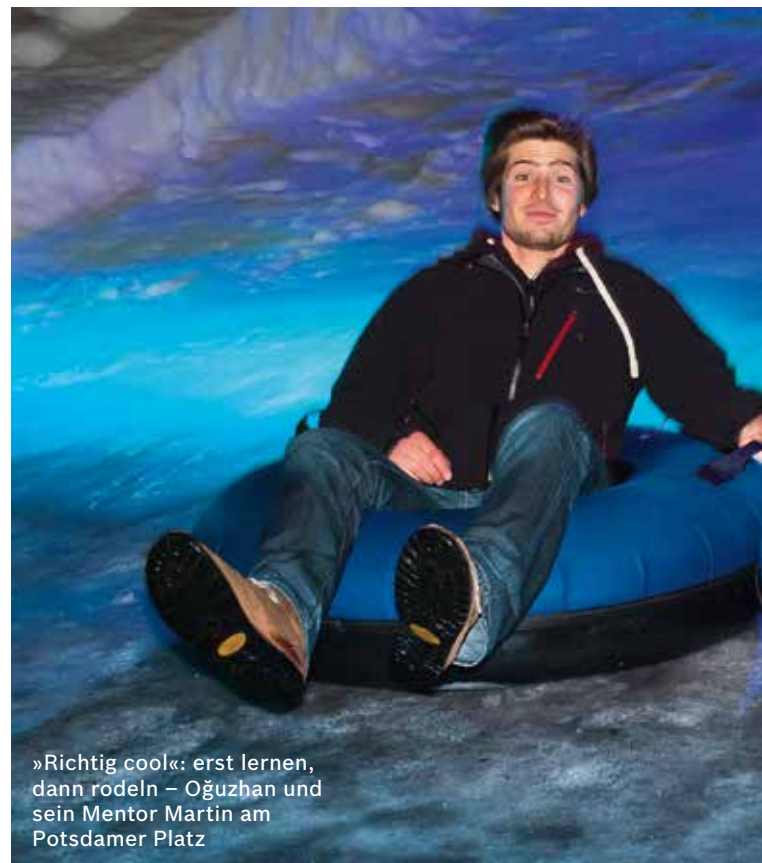


> Ilerweile promoviert Amoruso in Politikwissenschaften. »Lernen fiel mir immer leicht«, sagt sie. »Aber ich hätte das nie so geschafft, wenn ich nicht von so vielen tollen Menschen unterstützt worden wäre.« Etwa von ihrem Lehrer auf dem Gymnasium, der sie auf ein Stipendium für das Studium aufmerksam machte. So hatte Amoruso neben der Uni noch genügend Freiraum, um sich zu engagieren und »kein Abseits!« zu gründen. »Es kann nicht sein, dass Erfolg von Zufällen abhängt«, sagt sie, »ich hatte so viel Glück. Da wollte ich etwas zurückgeben.«

Gemeinsam mit Turaç gründete sie den Verein, in dem Viert- bis Sechstklässler einmal die Woche gemeinsam Sport machen: die Mädchen Fußball, die Jungs Aikido. Dazu Berufsfelderkundung. Dabei kommen Erwachsene in die Runde und erzählen von ihren Berufen. So werden den Kleinen Zukunftsperspektiven aufgezeigt und positive Vorbilder vermittelt. Außerdem gibt es ein Eins-zu-eins-Mentoringprogramm.

Mittlerweile rennen die Mädchen in der Schulturnhalle in Reinickendorf einem Fußball hinterher. Unter ihnen auch Fatima, zwölf Jahre alt und syrische Kurdin. Sie ist gemeinsam mit ihrer Familie aus Syrien nach Deutschland geflohen und wohnt in einem Flüchtlingsheim im Viertel. Später möchte sie Medizin studieren. In der Fußballgruppe soll sie ganz Kind sein können. Ohne den Druck der Schule und ohne die Beengung des Heims. So bekommt sie auch die Gelegenheit, außerhalb ihrer Klasse Freunde zu finden und Deutsch zu sprechen. Im Sport werden die Kinder selbstbewusster und entwickeln gleichzeitig Teamgeist. Wer regelmäßig kommt, hat die Chance, einen Mentor zu bekommen.

Amoruso war selbst einmal Mentor. Für Ismail, einen kleinen Jungen. Als die zwei einmal im Park waren, erzählte Ismail von einer Unterhaltung mit seiner Schwester. Die wollte wissen, was sein größtes Abenteuer in seinem bisherigen Leben war. »Ich habe geantwortet: die Ausflüge mit dir«, erzählte er Amoruso. »Mir ist das Herz aufgegangen«, sagt sie. Dieses Gefühl möchte Amoruso anderen weitergeben. »Man schenkt einem Kind Zeit, aber das Kind schenkt einem mindestens genauso viel zurück.«



»Richtig cool«: erst lernen, dann rodeln – Oğuzhan und sein Mentor Martin am Potsdamer Platz

Der Verein finanziert sich derzeit über die Aktion Mensch und über Spenden. Auch die Robert Bosch Stiftung gehört zu seinen Unterstützern. Seit 2013 ist »kein Abseits!« Teil des Stiftungsnetzwerks »Die Verantwortlichen«. Amoruso deutet jetzt auf eine Fotocollage an der Wand ihres Büros. Sie zeigt verschiedene Tandem-Pärchen, die sich innerhalb des Vereins gebildet haben. 130 solcher Paare hat der Verein bisher vermittelt, davon allein 45 in diesem Schuljahr. Auf der Collage finden sich auch Bilder von Oğuzhan und Martin.

Oğuzhan sitzt an einem anderen Nachmittag mit dem Rücken zum Abgrund. Gleich wird er geschubst werden und auf einem Gummireifen eine Schneepiste hinunterrauschen. Oğuzhan ist zwölf Jahre alt, auch er kommt aus Reinickendorf, wo die Mädchen Fußball spielen. Gerade ist er auf einer Rodelbahn am Potsdamer Platz in Berlin. Um ihn herum ragen die Hochhäuser der Stadt in den Himmel, bunte Lichter glitzern. Es riecht nach Würstchen und Glühwein. Dann geht es los.

Der Reifen dreht sich und Oğuzhans braune Haare flattern im Fahrtwind, als er immer tiefer rutscht. Doch er ist nicht alleine: Martin hält seine Hand und rutscht mit. Martin ist 25 Jahre alt und studiert Geschichte und Sinologie. Er ist Oğuzhans Mentor. Die beiden haben sich im letzten Jahr jede Woche getroffen, um etwas zu unternehmen. Sie waren in einer Bibliothek, wo Martin Oğuzhan gezeigt hat, Bücher auszuleihen.

Der Verein vermittelt den Kids Zukunftsperspektiven und positive Vorbilder



»Man lernt die Welt mit anderen Augen kennen«: Auch Martin (re.) profitiert vom Mentoringprogramm



Sie haben Mathe geübt, waren im Kino, haben Tischtennis gespielt und Pizza gebacken. Martin hat gelernt, auf Türkisch bis zehn zu zählen, und Oğuzhan, auf Chinesisch »Guten Tag« zu sagen. »Ich hätte Oğuzhan und seine Lebenswelt sonst nie kennengelernt«, sagt Martin, der einen Ausgleich zu seinem Studium gesucht hat. »Man lernt die Stadt mit anderen Augen kennen.« Oğuzhan sagt: »Macht Spaß! Sonst würde ich viel mehr Computer spielen.«

Die zwei sind mittlerweile am Fuß der Rodelbahn angekommen. Oğuzhans Cordhose ist nach der Fahrt nass, aber er lacht. »Richtig cool.« Er nimmt den Reifen. Dieses Mal wird er alleine den Hang runterdüsen und Martin guckt zu. Oğuzhan möchte später Fußballer werden, dazu trainiert er im Verein. »Oder Dönerverkäufer«, sagt er. »Darüber reden wir noch«, kommentiert Martin und lacht. Nach dem Treffen bringt er Oğuzhan wieder nach Hause, zu seinen Eltern nach Reinkendorf.

Dort in der Schulturnhalle bei der Fußballgruppe schießt Fatima gerade ein Tor. Die anderen Mädchen jubeln. Am Ende der Stunde erzählen die Mädchen noch von ihrer Woche. »Hoch-Tief-Runde« nennen sie das. Was war schön? Und was nicht so? Fatima sagt: »Mein Hoch ist Schlittschuhlaufen mit meiner Mentorin letzten Freitag. Und mein Tief ist, dass ich sie in den Ferien jetzt nicht treffen kann.«

Amorusos Mentee Ismail ist mittlerweile auf dem Gymnasium. Er ist Klassenbesten.



Lena Schnabl wusste schon immer, dass Bewegung Spaß macht. Bislang war sie jedoch eher der Einzelsportler. Durch das Treffen mit den Fußball-Mädels hat sie Lust auf Mannschaftssport bekommen.

Die Gründerin von »kein Abseits!«, Gloria Amoruso (li.), bei der feierlichen Aufnahme ins Netzwerk »Die Verantwortlichen« der Robert Bosch Stiftung



Lebendiges Netzwerk Die Verantwortlichen

Der Verein »kein Abseits!« ist Teil des deutschlandweiten Netzwerks »Die Verantwortlichen« der Robert Bosch Stiftung

Menschen, die sich für andere Menschen einsetzen und Verantwortung für sie übernehmen, leisten einen wichtigen Beitrag für das Miteinander in unserer Gesellschaft. Im 2011 gegründeten Netzwerk »Die Verantwortlichen« macht die Robert Bosch Stiftung diese Menschen sichtbar und fördert die Wirksamkeit ihres Engagements. Neben individuellen Weiterbildungs- und Beratungsangeboten organisiert die Stiftung regelmäßige Netzwerktreffen, auf denen die Verantwortlichen zusammenkommen und die Möglichkeit haben, sich untereinander auszutauschen. Seit 2011 wurden bereits 160 Personen und ihr Engagement ausgezeichnet. Die Projekte der Verantwortlichen kommen aus den unterschiedlichsten Bereichen – Bildung, Völkerverständigung, Wissenschaft, Gesundheit, Gesellschaft und Kultur. Aber sie alle eint eines: ihr herausragendes soziales Engagement und ihre Bereitschaft, Verantwortung in unserer Gesellschaft zu übernehmen.

www.bosch-stiftung.de/die_verantwortlichen

:: Zivilgesellschaft in Zeiten des institutionellen Zerfalls

Die Bedeutung der Zivilgesellschaft wächst. Sie übernimmt inzwischen viele Aufgaben, die früher in staatlicher Hand lagen. Welche Folgen hat es für die Demokratie, wenn der öffentliche allmählich vom privaten Sektor abgelöst wird?

Von Walter W. Powell



Walter W. Powell
bei seiner Rede
auf der Konferenz
»Zeit der Bürger«
in Berlin

Die Zivilgesellschaft wird meist als Raum zwischen Markt und Staat betrachtet. Viele Autoren sehen in ihr einen lebendigen Bereich, in dem Bürger frei von Beschränkungen hierarchischer Gewalt oder Marktzwängen agieren können. Hier können sie Ideen und Erfahrungen austauschen und neue Beziehungen knüpfen.

Die Zivilgesellschaft ist in den letzten Jahrzehnten rund um den Globus gewachsen. In den Vereinigten Staaten ist die Zahl der gemeinnützigen Organisationen zwischen 1990 und 2010 von 95.340 auf 256.439 rasant gestiegen. Die Zahl der Privatstiftungen wuchs ebenfalls zwischen 1990 und 2010 von 31.515 auf 82.648. In vielen Ländern – in entwickelten Industriestaaten genauso wie in Entwicklungsländern – stellen zivilgesellschaftliche Organisationen heute medizinische Versorgung, Kinderbetreuung, Altenpflege, Hilfe für Migranten und Bildungsangebote bereit.

Untergraben
nicht staatliche
Organisationen
die Legitimität
des Staates?

Doch welche Folgen hat es, wenn soziale Dienste nicht mehr vom Staat, sondern von der Zivilgesellschaft geleistet werden? Untergraben Nichtregierungsorganisationen die Legitimität des Staates, indem sie Dienstleistungen erbringen, die einst als Domänen des Staates angesehen wurden?

Durch Einwanderung und unterschiedliche Geburtenraten nimmt die Heterogenität von Gesellschaften zu. Diese wachsende Vielfalt erschwert es Regierungen, die Bedürfnisse aller Bürger zu erfüllen, die Nachfrage nach Diensten, die nicht vom Staat bereitgestellt werden, steigt. Viele erleben diese Ausweitung von zivilgesellschaftlichen Angeboten, vor allem in der Altenpflege und Kinderbetreuung, als eine Schwäche des Staates. Verlieren also die Bürger das Vertrauen in den Staat, weil immer mehr Dienste von gemeinnützigen Organisationen bereitgestellt werden?

Möglicherweise droht hier ein Teufelskreis: Wenn Regierungen keine schlüssigen Antworten auf die großen Herausforderungen geben können, wächst die Unzufriedenheit mit dem Staat. Dadurch werden dem Staat weitere Ressourcen entzogen und seine Legitimität wird geschwächt. Dies führt wiederum zu schlechteren staatlichen Leistungen und somit zu einer stärkeren Nachfrage nach zivilgesellschaftlichen Organisationen, die diese Lücken füllen.

Zugleich erleben wir, wie die Grenzen zwischen Zivilgesellschaft, Staaten und Märkten verschwimmen. Je höher der Druck auf Regierungen ist, Ausgaben zu kürzen, desto mehr soziale Dienste werden von zivilgesellschaftlichen Organisationen bereitgestellt. Welche Folgen hat es für die Demokratie, wenn der öffentliche Sektor allmählich von einem privaten, gemeinnützigen Sektor abgelöst wird? Welche Verantwortung kommt der Zivilgesellschaft angesichts

Stiftungen sind zu zaghaft. Sie müssen Experimente und Versuche durchführen

des institutionellen Zerfalls zu, wenn das Vertrauen in etablierte Organisationen schwindet?

Das Gesellschaftsmodell Demokratie steht unter Druck. Einige fürchten sogar, dass die Demokratie zum Sorgenkind des 21. Jahrhunderts wird, da autoritäre Regime, die dem Prinzip der Freiheit ablehnend gegenüberstehen, eine immer wichtigere Rolle in der Weltpolitik spielen. Die Zivilgesellschaft hat in dieser Situation eine wichtige Aufgabe. Sie muss dafür sorgen, dass der gesellschaftliche Dialog nicht abreißt. Vielfalt ist nur dann ein hohes gesellschaftliches Gut, wenn man miteinander spricht und einander zuhört. Doch zurzeit nehmen Spannungen und Konflikte durch die Vielfalt der Gesellschaft eher zu.

Wenden wir uns schließlich den Stiftungen zu. Sie spielen in der Gestaltung der öffentlichen Agenda häufig eine katalytische Rolle, indem sie verschiedene Gruppen auf einer neutralen Plattform zusammenbringen. In dieser

Rolle können sie Einfluss ausüben, indem sie Orientierung bieten und Ideen verbreiten. Außerdem stärken Stiftungen andere zivilgesellschaftliche Akteure, indem sie diese mit Geld und Beratung unterstützen.

Solche Maßnahmen haben dafür gesorgt, dass zivilgesellschaftliche Organisationen turbulente Zeiten besser überstehen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass diese nicht ausreichen. Möglicherweise sind sie zu zaghaft. Vor dem Hintergrund meiner These, dass die Zivilgesellschaft der Raum ist, in dem die Menschen lernen, sich für ihr Gemeinwesen zu engagieren und die Grundprinzipien der Demokratie einüben, müssen Stiftungen zum Motor der Zivilgesellschaft werden. Sie müssen Risikokapital bereitstellen, um Projekte und Experimente zu übernehmen, zu denen weder Staaten noch Märkte bereit sind. Stiftungen könnten die Brutkästen und Förderer innovativer, aber nicht gänzlich erprobter Ideen sein, indem sie Experimente und Pilotprojekte durchführen, an die sich Staaten nicht heranwagen.

Es mag ungewöhnlich erscheinen, dass sich ausgerechnet die Zivilgesellschaft – die lange darum gekämpft hat, mit dem öffentlichen und dem privaten Sektor an einem Tisch zu sitzen – nun um die Gesundheit und Lebensfähigkeit seiner »Tischnachbarn« sorgen und kümmern soll. Doch wenn wir in eine sichere, stabile und blühende Zukunft steuern wollen, ist das meines Erachtens die Aufgabe, die die Zivilgesellschaft heute übernehmen muss.

Walter W. Powell Autor und Soziologe

Prof. Dr. Walter W. Powell ist ein bekannter amerikanischer Soziologe. Powell lehrt an der Stanford University in Kalifornien und ist Gastdozent an der Hertie School of Governance in Berlin. Aktuell forscht er auf den Gebieten der Organisationstheorie sowie Wirtschafts- und Wissenschaftssoziologie. Über seine Arbeit hat Powell zahlreiche Bücher veröffentlicht.

:: Die Zukunft des Stiftens

Mit der Studie »Zukunft des Stiftens« hinterfragt die Robert Bosch Stiftung die Zukunftsfähigkeit des eigenen Sektors. Die zehn wichtigsten Thesen in einer Zusammenfassung



Wie müssen sich Stiftungen in Zukunft aufstellen, um ihre Ressourcen bestmöglich für das gesellschaftliche Wohl einzusetzen? Wie können Stifter und Stiftungen ihre gesellschaftliche Verantwortung wirkungsvoller wahrnehmen? Die Frage nach der »Zukunft des Stiftens« stellt

sich angesichts der zunehmenden Bedeutung von Stiftungen und der wachsenden gesellschaftlichen Herausforderungen mit großer Aktualität. Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft sind heute stärker denn je gefordert, gemeinsam Lösungen für gesellschaftliche und globale Probleme zu finden. Stiftungen fällt in diesem Zusammenhang eine beson-

dere Bedeutung zu, sie können aufgrund ihrer besonderen Charakteristika zum Motor der Zivilgesellschaft werden. Wie das gelingen kann, zeigt die Studie »Zukunft des Stiftens«, die von Roland Berger Strategy Consultants im Auftrag der Robert Bosch Stiftung erarbeitet wurde. Sie identifiziert die Herausforderungen, Potentiale und Schwächen des Stiftungshandelns und liefert damit nicht nur wichtige Denkanstöße für die Weiterentwicklung des Sektors, sondern auch Impulse für die Diskussion über das Stiften – innerhalb und außerhalb des Stiftungssektors.

Die komplette Studie zum Download gibt es unter:

www.bosch-stiftung.de/zukunftdesstiftens

Die zehn wichtigsten Thesen zur Studie:

Gesellschaftliche Herausforderungen werden komplexer

In einem zunehmend volatilen und globalisierten Umfeld wird es für einzelne Akteure wie Staat, Privatwirtschaft oder Zivilgesellschaft immer schwerer, die gesellschaftlichen Herausforderungen und die immer komplexer werdenden Aufgaben alleine zu bewältigen. Die Zukunft wird also davon geprägt sein, dass man gemeinsam Lösungen für Probleme wie demographischer Wandel oder Ressourcenknappheit findet und die Aufgaben- und Verantwortungs(ver)teilung zwischen den Sektoren neu definiert.

Der Zivilgesellschaft kommt dabei eine besondere Rolle zu: Sie ist die einzige Kraft, die die entstandenen Lücken füllen kann.

Hamburg ist mit

1.337

Stiftungen die Stadt mit den meisten Stiftungen in Deutschland





Die Zivilgesellschaft im Wandel

Die Zivilgesellschaft in Deutschland befindet sich im Wandel. So hat sich etwa der Anteil der zum Engagement bereiteten Bürger in den letzten zehn Jahren fast verdoppelt. Der Trend geht dabei weg vom »klassischen Ehrenamt« mit hierarchischen Strukturen hin zu neuen, weniger starren Formen des Engagements, zum Beispiel in Form von Bürgerinitiativen oder Bürgerstiftungen. Gleichzeitig ist der Sektor durch neue Technologien und Kommunikationsformen dynamischer geworden: Reichweite und öffentliche Aufmerksamkeit wachsen, Gruppen können schneller mobilisiert werden. Auch thematisch haben sich neue Schwerpunkte gebildet: Heute stehen vor allem Bürger- und Verbraucherinteressen, Gesundheitswesen, internationale Solidarität sowie Erziehung und Bildung im Vordergrund. Diese Entwicklungen zeigen das neue Selbstverständnis der Zivilgesellschaften: Sie verstehen sich zunehmend als Impulsgeber für den sozialen Wandel, ergreifen selbst die Initiative und entwickeln Lösungen.



80 %

der Stiftungen werden zu Lebzeiten ihres Stifters errichtet

Rund

75 %

der Stiftungen verfügen über ein Vermögen von bis zu 1 Million Euro

Mit einer Jahresausgabe (2013) von

165.528.000 Euro

ist die VolkswagenStiftung nach Ausgaben die größte Stiftung in Deutschland. Es folgen die Robert Bosch Stiftung und die Bertelsmann Stiftung

Stiftungen haben enormes Gestaltungspotential

Für Stiftungen als zivilgesellschaftliche Akteure ergeben sich heute neue Spielräume und Möglichkeiten. Im Vergleich zu anderen Akteuren sind sie aufgrund ihrer finanziellen Eigenständigkeit, ihrer Unabhängigkeit von Markt und Politik sowie ihrer hohen gesellschaftlichen Akzeptanz besonders prädestiniert, zur Lösung gesellschaftlicher Probleme und Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts beizutragen. Stiftungen sind gefragt – als Ideengeber und Impulsgeber, aber auch als Plattform, auf der das Zusammenwirken zwischen Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft neu ausgelotet werden kann. Wenn das gelingt, können sie eine aktivere Rolle wahrnehmen – die des Katalysators von neuen Entwicklungen.

Stiftungen sollten ihre Rolle genau definieren

Stifter und Stiftungen, die eine »prominentere« Rolle einnehmen wollen, müssen sich Klarheit über ihre Positionierung verschaffen. Dazu gehört eine genaue Definition des Rollenverständnisses: Wie will die Stiftung im gesellschaftlichen Kontext wahrgenommen werden – als Förderer, Experte, Thinktank oder als Brückenbauer? Um das maximal Mögliche im Sinne des Gemeinwohls zu erreichen, müssen auch die Themen strategisch gewählt werden. Die Themenwahl muss nach bestimmten Auswahlkriterien erfolgen: Hat das Thema eine hohe gesellschaftliche Relevanz? Besteht hoher Handlungsdruck? Hat die Stiftung die notwendigen Fachkenntnisse und Kompetenzen? Auch die Identifizierung relevanter Zukunftsthemen sollte systematisch erfolgen.

Der Anteil der zum Engagement bereiten Bürger erhöhte sich in den letzten zehn Jahren in Deutschland um rund

40 %



Methodik: Wie ist die Studie entstanden?

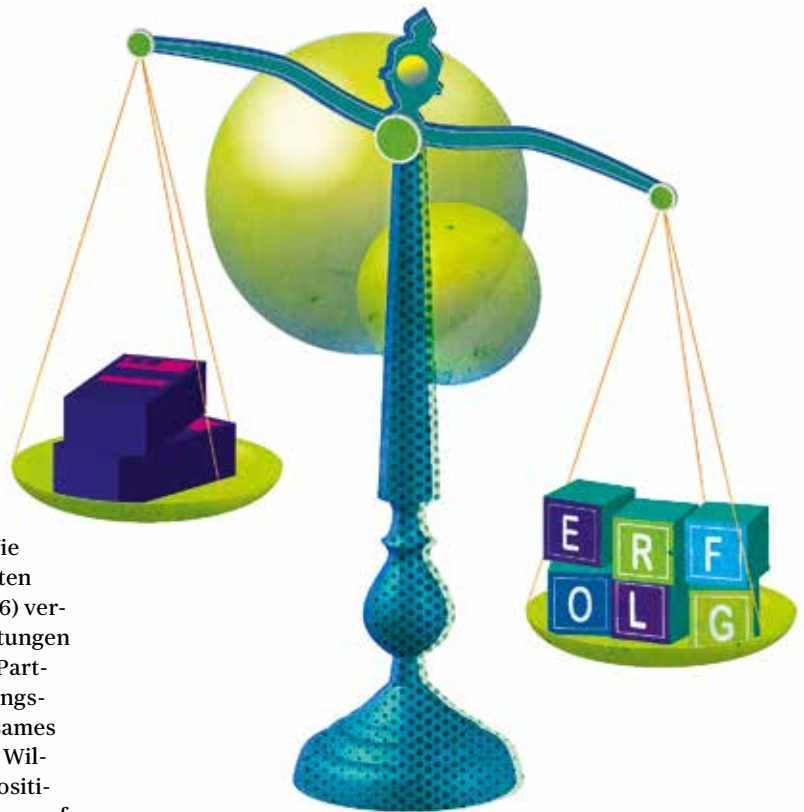
Die Arbeiten für die Studie wurden im September 2013 begonnen und im Mai 2014 abgeschlossen. Im Schwerpunkt geht die Studie auf den deutschen Stiftungssektor ein. Ausgewählte Entwicklungen in den USA und in Europa wurden vergleichend herangezogen, insbesondere bei den Themen »Innovation« und »Wirkung«.

Die Erstellung der Studie basiert auf drei methodischen Elementen:

- 1. Literatur- und Presserecherchen** anhand von wissenschaftlichen Studien, Befragungen, Artikeln, Aufsätzen und Reden
- 2. Interviews** mit Stiftungsvertretern, Wissenschaftlern, Beratern, Unternehmensvertretern aus Europa und den USA
- 3. Workshops** mit Experten aus Deutschland (u. a. zu den Themen Rollen, Transparenz, Kooperationen) und den USA (zu den Themen Innovation und Wirkung)

Stiftungen sollten ihre Wirkung besser messen

Die Wirkung von Stiftungshandeln, ihre Analyse und Messung, ist eines der meistdiskutierten Themen im Stiftungssektor. Die Entwicklung ist auch Folge der zunehmenden Aufmerksamkeit, die Stiftungen auf sich ziehen: Die Frage der Wirkung (Wie effektiv setzen Stiftungen ihre Mittel und Möglichkeiten ein?) ist eng mit der Frage nach Legitimität (siehe S. 26) verbunden. Vielfach werden Wirkungsanalysen von Stiftungen noch zu selten durchgeführt, auch Befragungen von Partnern sind (noch) die Ausnahme. Eine effektive Wirkungsanalyse erfordert jedoch eine Kultur, die auf gemeinsames Lernen ausgerichtet ist. Dazu müssen Stiftungen den Willen entwickeln, Erkenntnisse gewinnen zu wollen – positive wie negative. Stiftungen sollten deshalb noch stärker auf bekannte Verfahren der Evaluation setzen. Diese können jedoch nur zum Erfolg führen, wenn Stiftungen die Ziele ihrer Projektarbeit klar definieren und Strategien daraus ableiten.



53 %

der deutschen Bevölkerung geben an, dass sie von den Stiftungen, die sie kennen, keine genaue Vorstellung haben

Durchschnittlich werden aktuell

zwei Stiftungen pro Tag

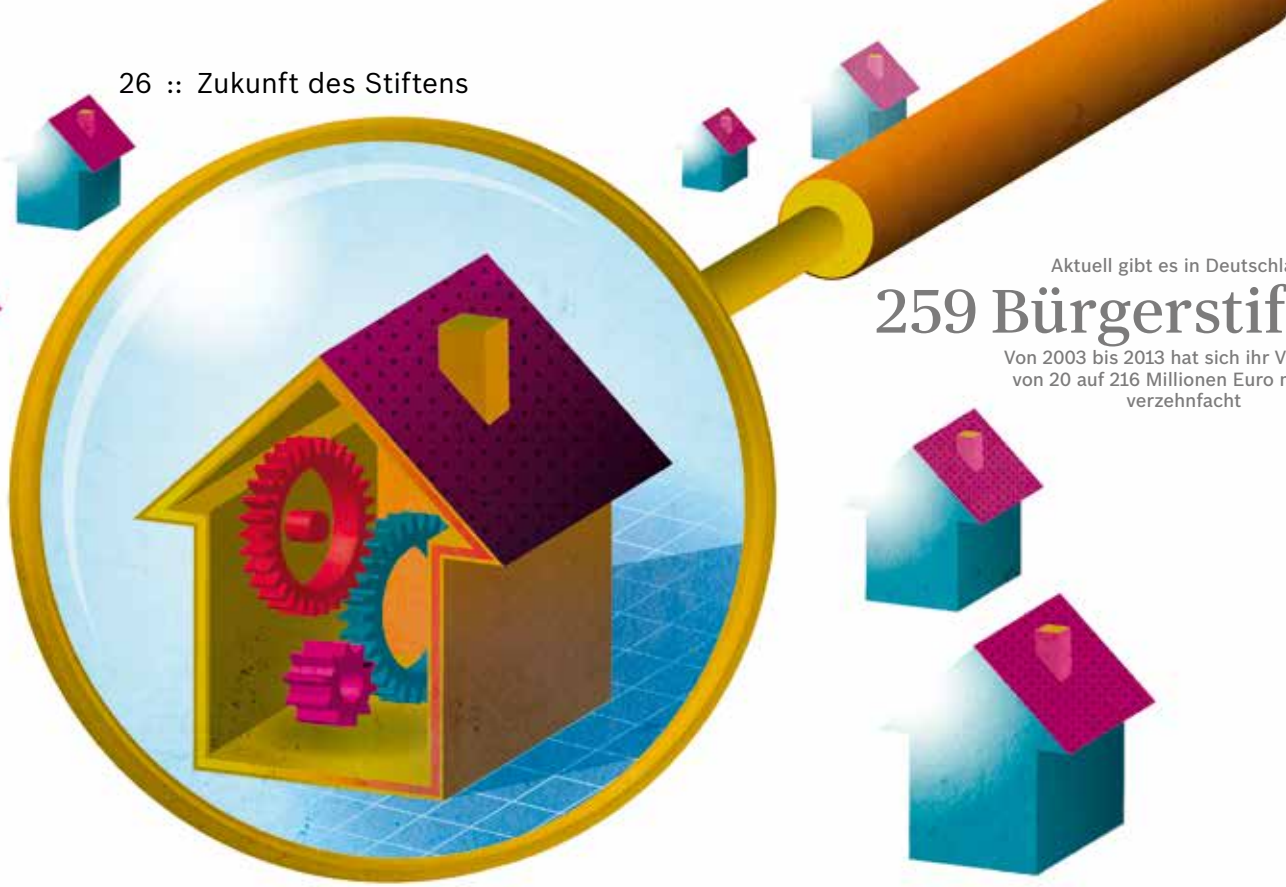
in Deutschland gegründet

70 %

der Befragten in der Studie meinen, dass Kooperationen in Zukunft noch wichtiger werden

Stiftungen müssen mehr Risiken eingehen

Auch wenn Stiftungen über die Grundvoraussetzungen für Innovation verfügen (finanzielle Eigenständigkeit, politische Unabhängigkeit, kein Marktdruck), werden sie generell als wenig innovativ wahrgenommen. Zusammenarbeiten und Lernen haben in Stiftungen nicht höchste Priorität, so dass eine »Kultur der Isolation« entstehen kann, die den Austausch mit anderen hemmt. Wenn Stiftungen in Zukunft strategischer und wirkungsvoller arbeiten wollen, sollten sie deshalb prüfen, ob sie ihre Fähigkeit zum Experimentieren und Ausprobieren ausgeschöpft haben. Wichtig ist auch dafür wieder ein höherer Grad an Offenheit und Austausch, Stichwort »lernende Institution«.



Aktuell gibt es in Deutschland

259 Bürgerstiftungen

Von 2003 bis 2013 hat sich ihr Vermögen
von 20 auf 216 Millionen Euro mehr als
verzehnfacht

Stiftungen müssen transparenter werden

Transparenz ist im Stiftungssektor eng mit der Frage nach der Legitimität und der Wirkung von Stiftungshandeln verbunden. Der Anspruch an Kommunikation und Information steigt insgesamt, da der Gesellschaft heute immer mehr Informationen zur Verfügung stehen. Zudem sind Stiftungen gemeinwohlorientierte Organisationen, die Steuerprivilegien genießen. Wenn Stiftungen in Zukunft eine prominentere Rolle in der Gesellschaft einnehmen, werden Herkunft und Verwendung von Stiftungsgeldern, Gremienstrukturen und die Wirkung von Projekten in Zukunft stärker diskutiert werden. Das bedeutet, dass der Ruf nach Transparenz insgesamt steigen wird: Denn nur eine aktive Informationsbereitschaft sichert Legitimation und Vertrauen.

Die Zahl der Stiftungen
in Deutschland hat in
den letzten zehn Jahren
um rund

70 %
zugenommen

Schätzungen zufolge
können bis zu

33 %

der Stiftungen in Deutschland
ihren Satzungszweck mangels
Finanzkraft nicht erfüllen

Stiftungen müssen strategischer werden

Nur wenige Stiftungen haben für ihre Arbeit eine Strategie oder strategische Leitsätze entwickelt. Häufiger liegen vielmehr allgemeine Handlungsgrundsätze oder der freie Stifterwille vor. In der Regel sind diese wenig konkret und sagen wenig über die Strategie der Stiftung aus. Oft ist zudem der Stiftungszweck so breit formuliert, dass die »Verführung«, sich in vielen Themen zu engagieren, groß ist. Der Mangel an Strategie und an Zielausrichtung führt dazu, dass Stiftungen unter ihren Möglichkeiten bleiben. Solange die Strategie fehlt und das Ziel nicht klar ist, kann auch über Wirkung nicht gesprochen werden. Aber: Wer wirksam sein will, der muss strategisches Denken als kontinuierlichen, regelmäßigen Prozess im Stiftungshandeln verankern.



Die Besetzung von
drei Vierteln
 der vakanten Stellen erfolgt
 über persönliche Kontakte

Stiftungen sollten mehr Kooperationen eingehen

Aufgrund der gewachsenen gesellschaftlichen Anforderungen gewinnt das Zusammenwirken mit anderen Akteuren einen höheren Stellenwert als bisher. Stiftungen verfügen oft nicht über die notwendigen Ressourcen, um alleine Wirkung und Qualität zu erreichen. Erst das Bündeln von finanziellen Mitteln, Kompetenzen und Netzwerken ermöglicht es, eine Problemstellung erfolgreich zu bearbeiten. Jedoch finden im Stiftungssektor Kooperationen zu wenig statt: Nur 28 Prozent der Stiftungen schätzen Kooperation als wichtig bis sehr wichtig ein. Wenn Stiftungen in Zukunft eine Rolle als Katalysator der Zivilgesellschaft annehmen, müssen sie besser kooperieren. Kooperationen führen jedoch nur dann zum Erfolg, wenn sie einer bewussten Entscheidung folgen und bestimmte Regeln erfüllen: zum Beispiel Schaffen einer Win-win-Situation, Klarheit und Konkordanz der Ziele, gemeinsames Verständnis, Agieren auf Augenhöhe, frühe Anbahnung der Kooperation, angemessene Dokumentation, offene Thematisierung der Motivationen und Eigeninteressen.

Personalauswahl muss stärker professionalisiert werden

Die Ansprüche an Führungskräfte sind in allen Sektoren in den vergangenen Jahren gestiegen. Neben hoher fachlicher Kompetenz sind heute auch umfassende persönliche Führungsqualitäten gefragt. Gleichzeitig nehmen mit den jüngeren Stiftern auch die Professionalität und das unternehmerische Management in der Stiftungsführung zu. »Weniger Gutmenschentum, mehr Professionalität« wird die Devise der Zukunft sein. Zudem wird das Personal zur wesentlichen Ressource der Stiftungsarbeit. Ein strategisches Personalmanagement ist bei vielen Stiftungen jedoch nicht zu beobachten: Oft wird binnenrekrutiert, das heißt, die Besetzung der meisten Stellen erfolgt über persönliche Kontakte. Vertrauen wird höher geschätzt als Fachkompetenz. Auch die Personalentwicklung, also die Frage, welche Kompetenzen an welcher Stelle benötigt werden, wird oft vernachlässigt. Beide Punkte verstärken die in Stiftungen ohnehin vorhandene Tendenz zur Selbstbezogenheit und erschweren den Blick über den eigenen Tellerrand hinaus.





:: Stiftungen können vorausgehen

Mehr Mut, mehr Transparenz, mehr Akzeptanz? In Berlin diskutierte eine Gesprächsrunde aus Stiftungsexperten und Wissenschaftlern die Ergebnisse der Studie »Zukunft des Stiftens«

Auf Basis der von der Robert Bosch Stiftung veröffentlichten Studie »Zukunft des Stiftens« diskutierten Ingrid Hamm, die Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung, Wilhelm Krull, Generalsekretär der VolkswagenStiftung, Andreas Rickert, Vorstandsvorsitzender des gemeinnützigen Analyse- und Beratungshauses PHINEO, Helmut Anheier, Präsident der Hertie School of Governance, und Stefan Schaible von Roland Berger Strategy Consultants über die Zukunftsfähigkeit des Sektors. Moderiert wurde die Expertenrunde von Brent Goff von Deutsche Welle TV.

:: Frau Hamm, warum hat die Robert Bosch Stiftung gerade jetzt die Studie »Zukunft des Stiftens« in Auftrag gegeben?

Ingrid Hamm: In unserer volatilen, unsicheren, komplexen und ambivalenten Welt gibt es Aufgaben, die nur die Zivil-

gesellschaft bewältigen kann. Stiftungen sind als Teil der Zivilgesellschaft akzeptiert und angesehen. Sie haben unglaubliche finanzielle und inhaltliche Freiheiten, die – wenn sie richtig genutzt werden – als Hebel eingesetzt werden können. Um herauszufinden, wie man den Hebel richtig ansetzt, haben wir die Studie in Auftrag gegeben.

Stefan Schaible: Die Gespräche haben gezeigt, dass Stiftungen tatsächlich extrem große Freiheiten besitzen. Wie diese eingesetzt werden und Wirkungen erzielt werden können, wurde zwar schon breit diskutiert, doch an der Umsetzung hapert es.

Andreas Rickert: Für mich ist die Studie erst mal überraschend. Sie ist für mich ein Indikator dafür, was gerade in der Gesellschaft passiert. Wir sind in einer Phase, in der die Zivilgesellschaft ein unglaubliches Momentum hat. Die Zivilgesellschaft kann eine wichtige Rolle übernehmen und sie ist bereit dazu. In der Studie wird aber auch deutlich, was wir im Stiftungssektor noch alles zu tun haben, um dieser Rolle gerecht werden zu können.

:: Herr Anheier, die in der Studie befragten Experten haben sich dafür ausgesprochen, dass sich die Stiftungen vermehrt als Plattform im präpolitischen Bereich engagieren sollen. Was kann man da erwarten?

Helmut Anheier: Der präpolitische Raum ist der Raum vor den politischen Parteien. Das heißt, hier werden The-

men angesprochen, bevor sie von den Parteien aufgegriffen werden. Stiftungen können in diesem Raum auf verschiedenste Weise agieren, zum Beispiel können sie Themen aus der Zivilgesellschaft aufgreifen, sie im vorpolitischen Feld vorbereiten und dann in den politischen Prozess bringen.

:: Wie können sich Stiftungen ganz konkret in diesem vorpolitischen Raum engagieren?

Wilhelm Krull: Der Sachverständigenrat für Integration und Migration ist so ein Beispiel. Hier ging es um eine wissenschaftliche Vorbereitung von politischen Überlegungen, die sonst kaum zustande gekommen wären. In Zukunft wird dieser Bereich zwischen Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft von Stiftungen neu definiert werden.

Ingrid Hamm: Es gibt noch einen großen Vorteil der Stiftungen, der in diesem vorpolitischen Raum eine Rolle spielen kann. Das ist die Unabhängigkeit. Sie können ganz unterschiedliche Menschen an einen Tisch bringen. Einen Wirtschaftsvertreter mit einem Soziologen, den Religionsfachmann mit der Journalistin. So kann im vorpolitischen Raum das »Knowledge« entstehen, das man für das jeweilige Thema braucht.

Helmut Anheier: Der vorpolitische Raum wird in den nächsten Jahren für Stiftungen noch wichtiger, weil die Parteien schwächer werden. Die Mitgliedszahlen der Parteien gehen zurück.



»Zivilgesellschaft hat ein unglaubliches Momentum«, sagt Andreas Rickert, Vorstandsvorsitzender des gemeinnützigen Analyse- und Beratungshauses PHINEO

Stiftungen können hier als Ideenproduzenten agieren und das Risikokapital tragen.

:: Das Thema Wirkung spielt in der Studie eine besondere Rolle. Vor allem die fehlende Auseinandersetzung damit. Warum tun sich Stiftungen so schwer mit diesem Thema?

Wilhelm Krull: Stiftungen sind ja in einer besonders glücklichen und privilegierten Situation. Als Stifter oder Stiftungsverantwortlicher lebt man gewissermaßen in einem Selbstbeglückungszirkel. Das heißt, die Leute, die von uns Geld bekommen, sagen uns natürlich nur nette Sachen. Die entscheidende Frage ist aber: Bin ich auch bereit, mich regelmäßig der Kritik zu stellen? Als lernende Organisation ist das unbedingt erforderlich.

Ingrid Hamm: Zunächst liegt das natürlich in der Natur der Sache. Die Wirkung von einem Thinktank oder die Wirkung von einem Förderprogramm lässt sich nicht ohne Weiteres feststellen. Aber das darf keine Entschuldigung sein. Bevor man den wirklichen Impact einer Stiftung feststellen kann, gibt es viele Schritte dahin, die sich sehr wohl messen lassen. Entscheidend dafür ist, dass man sich ein konkretes Ziel setzt. Dadurch kann man zwischendurch nachvollziehen, ob man auf dem richtigen Weg ist. ➤



»Der große Vorteil von Stiftungen ist ihre Unabhängigkeit«, so Ingrid Hamm, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung



»Die meisten Stiftungen sind nicht an mehr Transparenz interessiert«, meint Helmut Anheier (li.), Präsident der Hertie School of Governance

> **Wilhelm Krull:** Überall möchte man schon nach ein oder zwei Jahren die Wirkung bestätigt sehen. Das geht natürlich nicht. Denn selbst nach zwei Jahren kann man allenfalls prozessorientiert etwas feststellen. Man braucht nach sieben, acht Jahren eine unabhängige Evaluation, mit der man sich anschauen kann, wie sich die Dinge über die Zeit entwickelt haben. Dann kann man einen Teil der Wirkung unter Umständen auch sich selbst zuschreiben. Aber der entscheidende Punkt ist doch die Frage, wie ich in einem gesellschaftlich komplexen System tatsächlich dieser einzelnen Stiftung eine Wirkung zuschreiben kann.

:: Das Thema Transparenz wird in der Studie auch angesprochen. Wie transparent müssen Stiftungen sein?

Wilhelm Krull: Man muss ja beim Begriff Transparenz stark zwischen Prozesstransparenz und Ergebnistransparenz unterscheiden. Prozesstransparenz ist im Sinne einer klaren Kommunikation über die Entscheidungsabläufe in einer Stiftung sehr wichtig. Das bedeutet aber nicht, dass gleichzeitig jeder einzelne Schritt in der Öffentlichkeit stattfinden muss. Bei

der Ergebnistransparenz bin ich dagegen der Meinung, dass wir da völlig offen sein müssen. Wir haben ja auch eine Rechenschaftspflicht gegenüber der Stiftungsaufsicht und dem Finanzamt, um überhaupt die Gemeinnützigkeit zu erhalten.

Ingrid Hamm: Ich glaube, entscheidend für die Akzeptanz und die Glaubwürdigkeit von Stiftungen ist der Dialog, den sie mit der Öffentlichkeit führen. Dass sie erklären, warum sie etwas tun und was der Nutzen ist. Sie sollten die Fragen der Öffentlichkeit ernst nehmen, sie antizipieren. Dazu ist es auch hilfreich, dass sich Stiftungen bei all der Vielfalt, fokussieren und bestimmte Themen mit großen Projekten besetzen. Das, was nach außen kommuniziert wird, trägt mehr zur Glaubwürdigkeit bei als die Transparenz, die wir ohnehin praktizieren, indem wir unsere Wirtschaftsberichte offenlegen.

:: Wie kann dieser Dialog mit der Öffentlichkeit aussehen?

Stefan Schaible: Ich glaube, das Stiftungsspektrum ist da sehr heterogen. Es gibt Stiftungen, die ganz im Stillen

sehr Gutes leisten, bis hin zu welchen, die sich sehr stark in den Medien positionieren. Was ich dem Stiftungssektor überhaupt nicht empfehlen würde, ist, jetzt eine riesige Wirkungsmessungsbürokratie aufzuziehen. Entscheidend ist vielmehr, dass man anfängt, stärker und offen auszuwerten: Was will ich, was habe ich falsch gemacht? Deshalb empfehle ich Stiftungen diese drei Schritte: Wo will ich mich positionieren? Was ist mein Fokus? Wie mache ich das? Ich glaube, diese Selbstverpflichtung transparent zu sein, ermöglicht den Dialog.

Andreas Rickert: Man darf nicht die Signalfunktion unterschätzen, die von Stiftungen ausgeht, und die Vorreiterrolle, die Stiftungen haben. Daraus ergibt sich für das Thema Wirkung etwas sehr Wichtiges: Man kann vorausgehen. Man kann zeigen, wie Ergebnistransparenz aussehen kann oder eine offene Fehlerkultur.

:: Aber sind Stiftungen überhaupt an mehr Transparenz interessiert?

Helmut Anheier: Dass sich das deutsche Stiftungswesen nicht durch Transparenz auszeichnet, das wissen wir alle. Ich bin zunehmend davon überzeugt, dass die meisten deutschen Stiftungen nicht an einer größeren Transparenz interessiert sind. Es gibt Vorreiterstiftungen, aber was ist mit den 18.000 anderen Stiftungen? Eine entscheidende Rolle spielt da sicher die fehlende kritische Fachöffentlichkeit zum Stiftungswesen.

Wilhelm Krull: Was Letzteres betrifft, stimme ich Ihnen zu, aber ein Großteil der deutschen Stiftungen ist sehr offen und auch daran interessiert, sich zu öffnen. Denn nur so werden wir überhaupt eine Chance haben, als Stiftungen gesellschaftlich zu wirken. Unterscheiden müssen wir aber den Grad an Professionalität und Transparenz, den eine Stiftung an den Tag legen kann. Also die Robert Bosch Stiftung, die VolkswagenStiftung, ähnlich große Stiftungen mit professionellen Mitarbeiterstäben, von denen muss ich ein ganz anderes Maß an Interaktion und Transparenz verlangen als von den tau-

»Überall möchte man schon nach ein oder zwei Jahren die Wirkung sehen. Das geht natürlich nicht«

senden von Ministiftungen, die wir in Deutschland haben, die alle nur vom ehrenamtlichen Engagement der Leute leben.

:: Stiftungen besetzen häufig Themen, die in Politik und Gesellschaft gerade aktuell sind. Oft wird sich auch daran orientiert, was andere Stiftungen tun. Warum ist das so, Frau Hamm?

Ingrid Hamm: Letzteres hat sicher viel mit Vorsicht zu tun. Ich kann ja hoffentlich nichts falsch machen, wenn ich das tue, was alle anderen tun. Deshalb müssen wir Stiftungen auch darin bestärken, zu experimentieren und Risiken einzugehen. Nicht davor zurückzuschrecken, sich lächerlich zu machen, sondern mutig zu sein.

:: Und wie kann man die richtigen Themen finden?

Ingrid Hamm: Die Themen liegen auf der Straße. Man muss sich nur fragen: Ist die Problemstellung wirklich relevant? Gibt es eine Lösung für dieses Problem? Und haben wir überhaupt das Potential, etwas Relevantes und Maßgebliches zur Lösung des Problems bei-

zutragen? Wenn diese drei Punkte zusammentreffen, dann kann man guten Gewissens ein Thema aufgreifen und verfolgen.

Andreas Rickert: Es gibt letztlich drei verschiedene Perspektiven. Natürlich steht an erster Stelle der Stifterwille. Also das eigene Interesse und die persönliche Motivationslage. Das ist auch legitim und etwas, was den Stiftungsektor ausmacht. Allerdings besteht die Gefahr, dass man thematisch stehenbleibt und möglicherweise dringendere Probleme vernachlässigt. Dann muss man sich fast schon unternehmerisch mit einer gewissen Markintelligenz fragen: Wie ist die gesellschaftliche Problemlage? Gibt es überhaupt eine Relevanz? Jedes Unternehmen macht vor der Einführung seiner Produkte schließlich auch eine Marktanalyse. Dann sollte auch noch eine Wettbewerberbeobachtung erfolgen, was machen andere schon? Wo gibt es Möglichkeiten zu kooperieren?

Helmut Anheier: Bei der Themenwahl kann man natürlich auch mal aufs falsche Pferd setzen. Der amerikanische Autor Joel Fleishman hat mit »When foundations went wrong« eine wunderbare Liste veröffentlicht. So wollte zum Beispiel die Rockefeller-Stiftung in den 1930er Jahren Asien christianisieren. Das können wir uns heute kaum vorstellen. Eine andere amerikanische Stiftung wollte den Zweiten Weltkrieg verhindern. Gleichzeitig sehen wir aber auch, wie wichtig es in den 1980er Jahren war, dass die Robert Bosch Stiftung Kontakte nach Polen geknüpft hat. Es hätte ja auch ganz anders kommen können vor 25 Jahren. Wie würde dann die Robert Bosch Stiftung dastehen? Wenn heute eine Stiftung hingeht und sagt, wir wollen den Petersburger Dialog mit Russland neu begründen, ist das eine hochriskante Aufgabe. Da könnte die Stiftung in einem Jahr im Regen stehen, man könnte aber auch sagen, die Stiftung hat es geschafft, den erstarrten Petersburger Dialog in die richtigen Bahnen zu lenken.

Wilhelm Krull: Die Robert Bosch Stiftung hat das nicht nur für Polen, son-



»Stiftungen sollten stärker und offener ausgewerten«, fordert Stefan Schaible von Roland Berger Strategy Consultants

dern auch für viele andere Länder, zum Beispiel für den Balkan getan. Damit sind wir ja im Grunde wieder beim vorpolitischen Bereich, und das ist genau das Feld, in dem Stiftungen aktiv werden können und müssen! Wir sind gerade dabei, ein Programm zu entwickeln, mit dem wir russische, ukrainische und deutsche Wissenschaftler miteinander vernetzen wollen. Als privater Akteur können wir das auch in politisch angespannten Situationen tun. Wir können Vertrauen schaffen und hoffen, dass die öffentliche Hand sich irgendwann anschließt. Solche Chancen zu erkennen und sie zu nutzen, das ist ein sehr großer Vorteil von Stiftungen.

:: Wird die Stiftungsarbeit in Zukunft einfacher oder schwieriger?

Stefan Schaible: In einer Welt, die global immer mehr zusammenwächst, in der die Herausforderungen steigen, die ökologischen und gesellschaftlichen Fragen immer mehr werden, wird natürlich auch die Stiftungsarbeit immer komplexer. Es gibt ein riesiges Themenspektrum, das zu bearbeiten ist. Ich glaube auch, dass die Leute ihr Geld noch stärker staatsfern einsetzen werden, weil sie da einen effizienteren Hebel vermuten. Ich halte den Stiftungssektor deshalb definitiv für einen blühenden Sektor.



»Stiftungen leben in einem Selbstbeglückwünschungszyklus«, so Wilhelm Krull, Generalsekretär der VolkswagenStiftung

:: Teilen, um zu helfen

Ob Chuck Feeney, Ruben Vardanyan oder Bill Gates: Eine neue Generation an Stiftern mischt mit großen Summen und unternehmerischen Ansätzen die Stiftungswelt auf

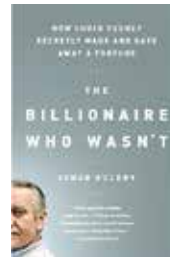
Bis vor wenigen Jahren wusste niemand, dass er zu den größten Philanthropen unserer Zeit gehört: Der Amerikaner **Charles F. Feeney** ist ein stiller Spender

Charles F. Feeney, genannt »Chuck«, war immer schon ein Geschäftsmann. Als Kind zog er von Tür zu Tür, um Weihnachtskarten zu verkaufen. Später schaufelte er mit Freunden für Geld die Gehwege der Nachbarn frei, wenn es geschneit hatte. Nach seinem Universitätsabschluss hatte er wieder eine Geschäftsidee, und zwar eine, die ihn zum Milliardär machen sollte: Er begann an amerikanische Truppen, die in Europa stationiert waren, heimische Waren zu verkaufen.

Daraus entwickelten sich die ersten Duty-free-Läden – heute der größte Einzelhandel für Luxuswaren.

Doch die wichtigste Idee in Feeneys Leben hatte mit dem Exportgeschäft wenig zu tun: »Ich hatte diese eine Idee, die nie verschwunden ist – dass du dein Vermögen nutzen solltest, um Menschen zu helfen.« 1982 gründete er deshalb die private Stiftung »The Atlantic Philanthropies« und überschrieb ihr anonym den Großteil seines Vermögens. »Ich dachte immer, das ist nur die natürliche Erweiterung meines geschäftlichen Erfolgs.«

Seit ihrer Gründung hat diese ein Stiftungsvermögen von über sechs Milliarden Dollar angehäuft. »The Atlantic Philanthropies« unterstützt vor allem Projekte in den Vereinigten Staaten, Südafrika, Vietnam und Irland und arbeitet in vier Kerngebieten: Sie unterstützt die Versorgung von älteren Bürgern, leistet Kinder- und Jugendarbeit, baut Gesundheitssysteme auf und setzt sich für Menschenrechte ein. Feeney



Buchtip: »The Billionaire who wasn't. How Chuck Feeney Made and Gave Away a Fortune Without Anyone Knowing«

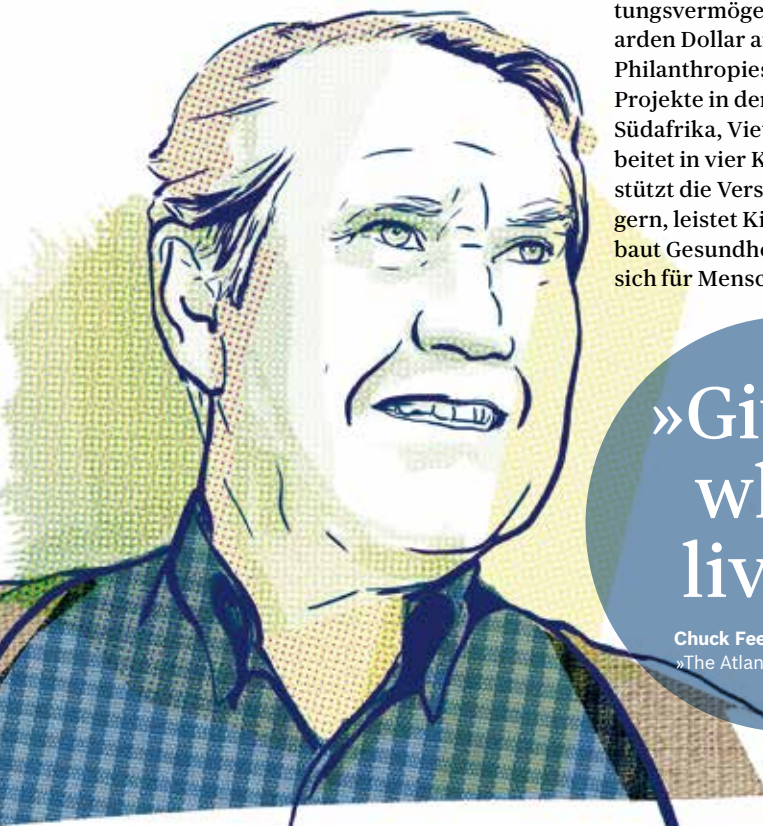
will teilen, um zu helfen. »Die Welt ist voll von Menschen, die weniger haben, als sie brauchen. Ich fühlte die Notwendigkeit, die Hand auszustrecken und den Menschen zu helfen.«

Feeney ist ein stiller Spender, lebt zurückgezogen, sucht keine Ehrungen für sein Engagement. Lange Zeit spendete er anonym. Ende der 1980er Jahre listete ihn das »Forbes Magazine« auf Platz 23 der reichsten Männer der Welt – und damals hatte er sein komplettes Vermögen schon gespendet. Bis 1997 wusste niemand, dass der irisch-amerikanische Unternehmer zu den größten Philanthropen der Gegenwart gehört. Bis »The New York Times« mit seinem Einverständnis einen Artikel über ihn veröffentlichte.

Wohltätigkeitsarbeit ist aber auch Arbeit, sagt Feeney. »Es ist ein Geschäft, du investierst viel Mühe, um ein gewisses Ergebnis zu erreichen.« Seine Stiftung ist eine sogenannte Verbrauchsstiftung. Ihr Kapital wird also im Laufe der Dauer ihres Bestehens aufgebraucht. Aktuell verfügt sie noch über 2,5 Milliarden Dollar, bis 2016 wird die Fördertätigkeit noch aktiv weiterbetrieben. 2020 soll die Arbeit der Stiftung dann ganz enden. Feeney wäre dann 89 Jahre alt. »Giving while living«, also geben, solange man lebt, das ist sein Motto. »Wenn du erst gibst, wenn du schon tot bist, dann spürst du nichts mehr«, sagt er. »Es gibt dir eine Zufriedenheit, wenn du siehst, wie durch deine Hilfe Gutes geschieht.«

Willkommen bei der C3 Visual Lab

Lisa Rokahr



»Giving while living«

Chuck Feeney, Gründer von »The Atlantic Philanthropies«

Nachhaltigkeit, Geschäftssinn und Philanthropie gehen bei ihm Hand in Hand: **Ruben Vardanyan** setzt mit seiner Stiftung RVVZ Akzente in der Stiftungswelt

Ruben Vardanyan ist ein Wohltäter, doch von Charity-Festessen, die so viel kosten, wie am Abend gespendet wird, hält er nichts. Bei ihm fließe das Geld direkt in humanitäre Projekte. Der 46-jährige armenischstämmige Russe ist Mitbegründer und Vorsitzender des Vorstands der Stiftung RVVZ, benannt nach seinen Initialen und denen seiner Frau Veronika Zonabend. Die Stiftung leitet Wohltätigkeitsprojekte in der gesamten ehemaligen Sowjetunion, viele davon in Armenien, dem Land, in dem Vardanyan geboren wurde. Seit Bestehen der Stiftung flossen rund 800 Millionen Dollar aus eigenen und gespendeten Fonds in die Projekte. Vardanyan ist eigentlich Unternehmer, sitzt als Berater in verschiedenen Vorständen, zum Beispiel der Sberbank Russlands oder der Internationalen Finanz-Corporation (IFC). Im letzten Jahr zog er sich jedoch etwas zurück, um mehr Zeit für seine Tätigkeit als Stifter zu haben.

:: Herr Vardanyan, was treibt Sie bei Ihrem philanthropischen Engagement an?

Ruben Vardanyan: Ich stelle mir immer wieder die Fragen: In welchem Land möchte ich leben? Welche Werte sollen unsere Gesellschaft ausmachen? Wir müssen daran arbeiten, dass in der heutigen Zeit nicht nur Macht und Vermögen zählen, sondern auch immaterielle Werte. Ich möchte erfolgreich sein, ja – aber nicht nur, um reich zu werden, sondern erfolgreich darin, etwas zu verändern.

:: Die Finanzmärkte stecken in einer Krise, die Zinsen sind gering. Muss sich der Stiftungssektor daran anpassen und noch viel unternehmerischer werden?

Ruben Vardanyan: Stiftungen sind Unternehmen – wenn auch mit unter-

»Ich bin keiner, der nur Geld gibt«

Ruben Vardanyan,
Gründer der RVVZ-
Stiftung

schiedlichen Zielen – aber auch sie müssen gelenkt werden. Ich halte es für wichtig, auch in Stiftungen professionelle Manager einzusetzen, gerade bei der heutigen Komplexität der Märkte. Das Ehrenamt in allen Ehren, aber wenig Bezahlung kann manchmal auch weniger Einsatz bedeuten. Gut bezahlte Manager und eine professionelle Infrastruktur sind elementar für das Funktionieren einer großen Stiftung.

:: Die Fülle an Projekten in Ihrer Stiftung ist beeindruckend. Wie wichtig ist es Ihnen, dabei auch die Zivilgesellschaft miteinzubeziehen?

Ruben Vardanyan: Eine Zivilgesellschaft funktioniert nur, wenn Bürger Verantwortung übernehmen. Eine Stiftung kann den Rahmen setzen, aber erfolgreich arbeitet sie nur, wenn die Menschen auf lokaler Ebene mitziehen. Genauso wie die Spender wissen müssen, wo ihr Geld landet, müssen die Menschen vor Ort wissen, wofür wir uns einsetzen und wie sie dabei helfen können. Es darf nicht mein Projekt sein

oder das der Geldgeber, es muss zu unserem gemeinsamen Projekt werden.

:: Sie setzen sich mit Ihren Projekten stark für die ehemaligen Sowjetrepubliken ein. Allein aufgrund Ihrer Herkunft?

Ruben Vardanyan: Russland und der gesamte postsowjetische Raum braucht eine ganz neu gedachte Wohltätigkeitsbranche, eine Zivilgesellschaft, die ihr Land mitgestalten möchte. Deshalb unterstütze ich auch das United World College Dilijan in Armenien. Die Schüler sollen später die Gestalter einer neuen Gesellschaft werden.

:: Wie verstehen Sie selbst Ihre Rolle als Stifter?

Ruben Vardanyan: Ich bin keiner, der nur Geld gibt. Ich möchte soziale Mechanismen mitgestalten und dafür braucht es mehr als Geld. Es braucht Nachhaltigkeit. Ich verstehe mich als Katalysator für andere, die keine Zeit haben, sich Gedanken zu machen, aber die Mittel, etwas zu verändern. Ich bringe Menschen zusammen, die nur zusammen etwas bewegen können.

Lisa Rokahr





»Auch unsere Mittel sind begrenzt«

Anja Langenbacher,
Europa-Direktorin der
Gates-Stiftung

Hunger, Armut, Kindersterblichkeit: Als größte Stiftung weltweit geht die **Bill & Melinda Gates Foundation** auch die größten Probleme an. »Wir wollen die Lebensbedingungen für Menschen auf der ganzen Welt verbessern«, so das Ehepaar

Ende Januar 2015 reiste Bill Gates auf Einladung von Angela Merkel nach Berlin. Anlass war die Geberkonferenz der Globalen Allianz für Impfstoffe und Immunisierung (Gavi), die bis 2020 weitere 300 Millionen Kinder in den ärmsten Ländern der Welt mit Impfstoffen versorgen möchte. Am Ende der Konferenz konnten 7,539 Milliarden Dollar für Gavi gesammelt werden, Deutschland sagte 600 Millionen Euro zu, die Stiftung von Bill und Melinda Gates 1,55 Milliarden Dollar. Allein

diese Summe verdeutlicht, über welche enorme Finanzkraft die Stiftung des Microsoft-Gründers verfügt: Mit einem Kapital von über 40 Milliarden Dollar ist die Bill & Melinda Gates Foundation die größte private Stiftung der Welt. Als solche geht sie auch die größten Probleme dieser Welt an: Armut, Hunger und die hohe Kindersterblichkeit.

Die Schwerpunkte lassen sich von der philanthropischen Grundhaltung des Ehepaar Gates ableiten. Beide sind davon überzeugt, dass jeder Mensch dieselben Chancen verdient hat. »Daher haben wir uns es zur Aufgabe gemacht, die Lebensbedingungen für Menschen auf der ganzen Welt zu verbessern«, so das Ehepaar Gates über ihre Stiftungsphilosophie.

Ihren Sitz hat die Stiftung in Seattle in den USA, doch Reisen nach Europa werden für Bill und Melinda Gates im-

mer wichtiger: Hier sitzen die großen Geberländer, hier lassen sich strategische Partnerschaften im Kampf gegen die Probleme der Dritten Welt bilden. Dabei werden die beiden unterstützt von einer deutschen Top-Beraterin: Anja Langenbacher, die Europa-Direktorin der Gates-Stiftung. Sie organisiert die Europaaufenthalte der Co-Vorsitzenden bis ins kleinste Detail, bringt sie auf »influential dinners« mit wichtigen Politikern und Meinungsführern zusammen und platziert die Stiftungsthemen strategisch in der Öffentlichkeit.

»Auch unsere Mittel sind im Vergleich zu denen, die Regierungen aufbringen, natürlich begrenzt. Umso wichtiger ist es, dass wir strategische Partnerschaften eingehen und unsere Ressourcen gezielt einsetzen«, so Langenbacher. Die meisten Gelder fließen momentan in den Bereich Globale Gesundheit, der die Behandlung und Bekämpfung von

Krankheiten in Entwicklungsländern unterstützt. »Die Ebola-Krise hat gezeigt, wie schnell das globale Gleichgewicht kippen kann. Investitionen in die Prävention solcher Epidemien und die Erforschung neuer Medikamente sind daher unglaublich wichtig.«

Vor allem Gavi, die Impfallianz gegen vermeidbare lebensbedrohliche Krankheiten, sei für Gates eines der wichtigsten Instrumente in der Entwicklungsarbeit, so Langenbacher. »Sie hat direkte Auswirkungen auf die Kindersterblichkeit. Durch Gavi konnten bereits eine halbe Milliarde Kinder Grundimmunisierungen erhalten, die sie sonst nicht bekommen hätten.«

Mit solchen Zahlen misst die Gates-Stiftung ihren Erfolg. »Wir sind sehr ergebnisorientiert und datengetrieben. Wir messen unsere Erfolge sehr stark«, so Langenbacher. Dieser unternehmerische Ansatz überrascht nicht, schließlich ist der Kopf der Stiftung einer der erfolgreichsten Unternehmer der vergangenen Jahrzehnte. Gates gehört wie Chuck Feeney und Ruben Wadnyan zu einer neuen Stiftergeneration: erfolgreiche Unternehmer, die schon zu Lebzeiten Teile ihres Vermögens in eine Stiftung einbringen, die sie nach unternehmerischen Prinzipien führen.

Und die nächsten stehen im Silicon Valley schon in den Startlöchern: Internetpioniere wie Mark Zuckerberg, die bereits mit Anfang 20 ihre eigene Stiftung gründen. »Diese Entwicklung ist sehr positiv. Das Kapital dieser neuen Stifter wird eines Tages auf sehr hohe Volumina anwachsen«, so Langenbacher. Vielleicht wartet ja im Silicon Valley schon die nächste »strategische Partnerschaft« auf das Ehepaar Gates?

Jana Braun

»Die neuen Entrepreneurere sind sehr risikobereit«

Es ist ein Standardwerk, das Joel Fleishman, amerikanischer Rechts- und Staatswissenschaftler, geschrieben hat: Sein 2007 erschienenes Buch »The Foundation: A Great American Secret« nimmt Stiftungen und deren gesellschaftlichen Mehrwert unter die Lupe – von den Aktivitäten der Rockefeller-Familie bis zum Engagement der Bill & Melinda Gates Foundation. Die Befunde sind so universell, dass sie auch die europäische Stif-tungswelt interessieren



Autor und
Stiftungsexperte
Joel Fleishman

:: Zuletzt hat eine neue Generation von Stiftern die Bühne betreten: Managertypen aus der Internetbranche oder Finanzwirtschaft. Was darf man von ihnen erwarten?

Joel Fleishman: Diese erfolgreichen Entrepreneurere sind sehr risikobereit. Sie investieren eigenes Kapital, um Probleme zu lösen. Das befähigt sie dazu, neue Wege zu gehen, die behutsamere Stifter bislang womöglich nicht einschlagen wollten. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass manche von ihnen vielleicht eine Spur zu selbstbewusst sind, was ihre Fähigkeiten betrifft, gesellschaftliche Probleme zu beheben. Denn solche Herausforderungen sind häufig komplexer als die Managementaufgaben, die sie in ihren früheren Karrieren gestemmt haben. Einige sorgen aber sicher für frischen Wind. Zum Beispiel Jeff Skoll und Pierre Omidyar, die beiden Mitgründer von eBay, oder Microsoft-Gründer Bill Gates.

:: In Ihrem Buch stellen Sie fest, dass Stiftungen oft zu wenig aus ihren Möglichkeiten machen. Gibt es auch positive Entwicklungen?

Joel Fleishman: Viele Stiftungen arbeiten sehr erfolgreich. Sie beschränken ihr Engagement auf wenige Themen und sammeln zu den sozialen Problemen, die sie lösen wollen, empirisches Wissen.

Diese Probleme gehen sie strategisch an und untersuchen regelmäßig, welche Fortschritte sie erzielen.

:: Warum sollten sich Stiftungen auf wenige Aufgabenfelder beschränken?

Joel Fleishman: Wenn Stiftungen einen größtmöglichen Einfluss ausüben wollen, müssen sie den Umfang ihrer Programme den finanziellen und personellen Möglichkeiten anpassen. Je größer die Ressourcen sind, desto mehr können sie sich vornehmen. Durch eine größere Zahl an Schwerpunkten sinkt die Wirkung der Programme, denn mit jedem neu aufgelegten Programm muss man wiederum Ressourcen aus anderen Bereichen abziehen.

:: Thema Transparenz: Woran liegt es, dass Stiftungen in dieser Hinsicht manchmal noch Nachholbedarf haben?

Joel Fleishman: Stiftungen sind gesetzlich nicht verpflichtet, Rechenschaft über ihre Arbeit abzulegen. Wenn ein Projekt nicht läuft wie geplant, wollen sie verständlicherweise, dass niemand denkt, sie hätten einen Fehler gemacht. Aber um ihr Potential auszuschöpfen, müssen sie Risiken eingehen. Was bedeutet, dass auch mal etwas schiefgehen kann. Wohldurchdachte Programme, die dennoch scheitern, beweisen, dass man mutig war. Nur so rechtfertigt die Stiftung ihre Existenz.

:: Die Stiftung der Stifter

Ob Flüchtlingsarbeit, Schulprojekte oder die Neugestaltung städtischer Plätze – die Themen der Bürgerstiftung Stuttgart sind so vielfältig wie das Stadtgeschehen selbst. Gleichzeitig ist die Stiftung mit ihren »Runden Tischen« Plattform für Menschen, die in ihrer Stadt etwas verändern wollen

Von Björn Springorum

H heute ist ein guter Tag für die russische Familie, die vor ein paar Monaten nach Stuttgart gekommen ist. Der Arbeitskreis Flüchtlinge der Stuttgarter Stadtteile Heumaden und Sillenbuch hat seit kurzer Zeit eine neue ehrenamtliche Helferin, die russisch spricht. Endlich kann ihr Kind im Kindergarten angemeldet werden – eine an sich einfache Prozedur, die bislang jedoch an der Sprachbarriere gescheitert ist.

Der Arbeitskreis Flüchtlinge ist eine private Bürgerinitiative, die das gegenseitige Verständnis zwischen Einheimischen und Fremden fördert und mit Hilfe von vielen Ehrenamtlichen humanitäre Hilfe für die Flüchtlinge im Asylort Stuttgart-Heumaden leistet. Unterstützt wird sie dabei von der Bürgerstiftung Stuttgart. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, den vielen Stuttgarter Ehrenamtlichen bei ihrer Arbeit mit den Flüchtlingen finanziell zu helfen – und sie enger zusammenzubringen.

»Das Engagement ist beim Thema Flüchtlinge außergewöhnlich hoch. Wir sehen uns als Plattform, auf der Bürgerinitiativen, interessierte Einzelbürger oder städtische Projekte effizient und sinnvoll zusammengeführt werden«, berichtet Daniel Thiemig, der Sprecher der Bürgerstiftung. So konnten unlängst etwa über 200 Freiwillige für den Bau einer neuen Flüchtlingsunterkunft zusammengebracht werden. >

Foto: Bürgerstiftung Stuttgart/Wolf-Peter Steinheißer

Die Bürgerstiftung engagiert sich in der Flüchtlingshilfe





Spielplatz oder Frühstück? Die Kindertaler-Jury darf entscheiden

- > Möglich werden Aktionen wie diese durch die sogenannten Runden Tische, das zentrale Förderinstrument der Bürgerstiftung. Hier bringt die Stiftung die wichtigsten Beteiligten zu einem bestimmten Thema zusammen. In letzter Zeit gab es zum Beispiel den Runden Tisch »Qualifikation von Ehrenamtlichen in der Flüchtlingshilfe«, der auch Ehrenamtliche an den Arbeitskreis Flüchtlinge in Sillenbuch-Heumaden vermittelt hat, oder den Runden Tisch »Kultur für alle«, der dank der großzügigen Spende einer Stuttgarter Bürgerin dabei half, sozial benachteiligten Menschen kostenlose kulturelle Veranstaltungen zu ermöglichen.

»Unser Ziel ist es, Lösungen zu finden, die für alle Beteiligten befriedigend sind«, so Corinna Walz, Projektleiterin Bürgerbeteiligung und Runde Tische der Bürgerstiftung. Die Beteiligten, das ist ein Querschnitt durch die Gesellschaft und alle Altersgruppen. »Wir wollen Betroffene zu Beteiligten machen«, so Corinna Walz. »Die besten Ideen entstehen dann, wenn man die Leute dazu befragt, die letztlich davon profitieren sollen.«

Die Stuttgarter Bürgerstiftung ist inzwischen fest in der Stadtgesellschaft verankert, obwohl ihre Historie eigentlich recht kurz ist – 2001 wurde sie von 175 engagierten Bürgern gegründet. Heute ist sie mit einem Stiftungsvermögen von 6,3 Millionen Euro eine der größten Bürgerstiftungen



Das Team der Bürgerstiftung Stuttgart (v. li.): Irene Armbruster, Daniel Thiemi und Corinna Walz



Deutschlands. Ihre Themen sind dabei so vielfältig wie das Stadtgeschehen selbst: Sie reichen von der Flüchtlingsarbeit über die Neugestaltung von Plätzen oder Quartieren bis hin zur Unterstützung von Kindern. Letzteres sinnbildlich vereint unter dem Stuttgarter Kindertaler, eine gemeinsame Aktion mit dem Förderverein Kinderfreundliches Stuttgart, die durch Spenden und Zustiftungen Kinderprojekte langfristig fördern möchte. Das Besondere am Kindertaler: Eine Kinderjury bestimmt selbst, wohin die Erlöse der Spendenaktion fließen. Aktuell kommen sie dem Slow Mobil Stuttgart zugute, eine rollende Kinderküche, die seit 2015 an Stuttgarter Schulen zusammen mit Schülern gesunde Mahlzeiten kocht.

Ein weiteres Förderinstrument der Bürgerstiftung ist die sogenannte Schnelle Hilfe. Sie dient dazu, kleinen Initiativen oder Privatpersonen in einem Notfall zu finanziell helfen. »Wir können nach einem kurzen Antrag bis zu 2.000 Euro zuschießen. Hier wird die Bürgerstiftung zum Katalysator, der Prozesse ermöglicht, die einzelne Akteure allein nicht stemmen könnten«, so Sprecher Thiemi.

Unterstützung bekommt die Bürgerstiftung dabei von den vielen engagierten Bürgern der Stadt. »Jeder zweite Stuttgarter ist in irgendeiner Form ehrenamtlich engagiert oder zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit bereit«, so Thiemi. Allein, nicht jeder hat Lust oder die Möglichkeit, sich auf Jahre ehrenamtlich zu verpflichten oder große Summen Geld zu



Helga Breuninger:
»Ich habe viel lieber
eine Stiftung als ein
Kaufhaus«

spenden. »Das Engagement verändert sich«, bestätigt Irene Armbruster, die Geschäftsführerin der Bürgerstiftung. »Hier können die Runden Tische eine reizvolle Alternative sein, weil sie ein zeitlich begrenztes Engagement bedeuten und nicht zwangsläufig etwas mit einer Geldspende zu tun haben.« Jeder kann die Arbeit der Bürgerstiftung unterstützen, sei es ehrenamtlich beim Bau eines Flüchtlingsheims, mit einer einmaligen Geldspende oder mit einer längerfristigen Aufgabe als Stifter.

Die Bürgerstiftung und die Robert Bosch Stiftung

Die Bürgerstiftung Stuttgart startete 2001 mit 175 Gründungstiftern, darunter viele Privatpersonen, aber auch Unternehmen. Die Robert Bosch Stiftung hat den Aufbau der Stiftung unterstützt und fördert seither mehrere Vorhaben. Aktuell fließt eine Förderung in eine Beratungsstelle für ehrenamtliche Arbeit im Bereich Flucht und Asyl, die die Freiwilligen koordiniert, die Flüchtlingen in Stuttgart helfen wollen. Der »Ehrenamtbeauftragte« wird sich auch um die Fort- und Weiterbildung der vielen Ehrenamtlichen kümmern. www.buergerstiftung-stuttgart.de

»Wir sind die Stiftung der Stifter, und wir möchten, dass unsere rund 240 Stifter die Stiftung auch als die ihre begreifen und sich aktiv einbringen«, unterstreicht Irene Armbruster. Stifter werden kann jeder, dazu sind einmalig 2.500 Euro nötig. Wichtiger sind der Bürgerstiftung jedoch langfristig engagierte Stifter, die die Projekte der Stiftung regelmäßig begleiten und unterstützen.

Die Idee für die Runden Tische hatte übrigens die Vorsitzende der Bürgerstiftung, Helga Breuninger. Ihr Herz schlägt für die Stadt, in der ihr Urgroßvater das berühmte Kaufhaus gegründet hat und sie geboren und aufgewachsen ist. Auch deshalb hat sie sich 2006 dazu entschlossen, den Vorstand der Bürgerstiftung Stuttgart zu übernehmen. »Ich möchte der Stadt etwas zurückgeben«, sagt sie. Geld ist hier allerdings nur das eine. Das andere ist das Know-how, das Helga Breuninger als Vorsitzende ihrer eigenen Stiftung, der Breuninger Stiftung, einbringt. »Ich habe viel lieber eine Stiftung als ein Kaufhaus«, lacht sie.

Für Helga Breuninger ist es die Pflicht jedes Bürgers, sich für seine Stadt einzusetzen. »Es gibt eine Staatspflicht, aber auch eine Bürgerpflicht. Der Staat muss die Grundversorgung leisten, die Bürger müssen die Gesellschaft entwickeln. Und dazu braucht es eine Plattform wie die Bürgerstiftung.« Die Komplexität unserer modernen Welt sei dabei kein Problem, sondern die Lösung. »Wenn verschiedene Vertreter aus Politik, Wirtschaft und der Bürgerschaft gemeinsam eine Lösung finden, schafft das Vertrauen.«



Björn Springorum ist froh, dass man kein halbes Vermögen aufbringen muss, um der Stuttgarter Bürgerstiftung zu helfen. Schon mit kleinen Taten kann man bei der Bürgerstiftung Großes bewegen.

GESUNDHEIT

:: »Helden« beim Deutschen Alterspreis

Hauptpreis für die Werkstatt der Generationen in München, Preise für Ausstellungsprojekt in Duisburg und für Pedelec-Reise einer 76-Jährigen – Bonner Senior Experten Service erhielt Otto Mühlischlegel Preis

»SIE SIND MEIN HELD«, schrieb ein Schüler der Integrativen Montessori Schule München einem Senior der »Werkstatt der Generationen« – fast ein Leitmotiv für den Deutschen Alterspreis. Die Hauptpreisträger sind seit 2008 mit über 360 Projekten (z. B. Handwerken, Kochen, Bionik oder Chemie) an der Schule aktiv. Die Gewinner der zweiten Preise überzeugten ebenso: die Ausstellung für Jung und Alt »Hey Alter ...!« im Duisburger Lehmbruck Museum sowie Gunda Kraus und ihre deutschlandweite »Route 76« per Pedelec, geleitet über Facebook und Twitter. Leistungsfähig, engagiert und kreativ sind sie alle und zeigen die Chancen der Lebensphase Alter. »Unsere Preisträger leben ein neues Altersbild und sind damit Vorbild für andere. Diese besondere Leistung zeichnen wir mit dem Deutschen Alterspreis aus«, so Stiftungsgeschäftsführer Prof. Joachim Rogall in Berlin. Der Preis steht unter der Schirmherrschaft von Bundesministerin Manuela Schwesig, die in Berlin dabei war. Die Preisträger wollen generationenübergreifend etwas bewegen – im Klassenzimmer, im Museum, auf Reisen. Oder durch mehrere Wochen persönlichen Einsatzes, wie die rund 10.000 Fachleute, die beim Senior Experten Service für Einsätze im In- und Ausland registriert sind. Der SES erhielt für seine 30-jährige Arbeit den undotierten Otto Mühlischlegel Preis.

www.bosch-stiftung.de/alterspreis



Preisträger, Stiftungsvertreter und Ministerin in der Berliner Repräsentanz



Knapp 200 Gäste erlebten die Preisverleihung und ein abwechslungsreiches Programm

Susanne Nonnen vom Senior Experten Service

:: Was bedeutet der Otto Mühlischlegel Preis für den SES?

Susanne Nonnen: Wir betrachten die Auszeichnung als bedeutende Würdigung und Anerkennung der vielen Menschen, die sich in unserem Namen engagieren. Sie sind es, die ein neues Altersbild mit Leben erfüllen. Wir sorgen für die notwendigen Rahmenbedingungen.

:: Was motiviert Ihre Experten?

SN: Sie sind alle im »Unruhestand« und glauben, dass dem ehrenamtlichen Engagement eine hohe gesellschaftliche Bedeutung zukommt. Sie waren ihrem Beruf sehr verbunden und möchten, dass ihr Wissen und ihre Erfahrung weiterwirken und anderen Menschen helfen. Sie werden gebraucht und machen bereichernde Erfahrungen, die im Ruhestandsalter nicht alltäglich sind.



Moderator Jörg Thadeusz mit Ministerin und Schirmherrin Manuela Schwesig



Der Neubau »Atrium« des Robert-Bosch-Krankenhauses



GESUNDHEIT

:: Robert-Bosch-Krankenhaus: Vorreiter in der Gesundheitsversorgung

Behandlung, Bildung und Forschung unter einem Dach

DER NEUBAU »ATRIUM« AM Robert-Bosch-Krankenhaus (RBK) vereint seit Oktober 2014, einmalig für die Region Stuttgart, mehrere Angebote: Das neue »Comprehensive Cancer Center« (CCC) ist ein Behandlungszentrum, das alle medizinischen Disziplinen zusammenfasst, die an der onkologischen Behandlung beteiligt sind. Voraussetzung für ein CCC ist die enge Verzahnung von medizinischer Praxis und klinischer Forschung. Partner am RBK dafür sind das Dr. Margarete Fischer-Bosch-Institut für Klinische Pharmakologie und das Südwestdeutsche Tumorzentrum der Universitätsklinik Tübingen. Im Atrium hat auch das traditionsreiche Bildungszentrum des RBK seinen neuen Platz gefunden. Schon vor Jahren entwickelte sich die klassische Krankenpflegeschule zu einer modernen Einrichtung für alle Berufsgruppen des Gesundheitswesens. Zu Ehren der Schwiegertochter von Robert Bosch, die die Schirmherrschaft übernahm, heißt es Irmgard-Bosch-Bildungszentrum.

Für den Ebola-Notfall bereit: Sonderisolierstation

AM RBK GIBT ES die einzige Station in Baden-Württemberg und eine von sieben bundesweit, in denen an Ebola erkrankte Personen behandelt werden können. Bis zu vier Betten stehen in der Sonderisolierstation für hochansteckende, lebensbedrohliche Erkrankungen bereit. Die Räume sind streng abgeschottet, haben getrennte Zugänge mit eigenem Aufzug, einen separaten Wasserkreislauf und ein eigenes, spezielles Lüftungssystem. Es herrscht Unterdruck, so dass nichts aus den Zimmern entweichen kann. Bisher waren die »Behandlungen« nur Übungen. Sie laufen seit Monaten intensiv und kontinuierlich. Denn sollte ein Verdachtsfall eingeliefert werden, muss alles optimal passen. Das Personal trägt Schutzkleidung und zylinderförmige Hauben. Aufgrund des anstrengenden Einsatzes müssen Ärzte und Pfleger spätestens nach drei Stunden abgelöst werden. Höchste Konzentration ist lebensnotwendig, vor allem beim Ein- und Ausschleusen aus der Station.

www.rbk.de

GESUNDHEIT

:: Demente Patienten im Krankenhaus: Was ist zu tun?

Auftaktveranstaltung für zweite Programmrunde in Berlin mit Informationen und Austausch

130 KRANKENHÄUSER AUS GANZ

Deutschland haben sich für die zweite Runde des Programms »Menschen mit Demenz im Akutkrankenhaus« beworben. 40 Einrichtungen, auch durch ihre Geschäftsführungen vertreten, kamen auf Einladung der Stiftung zu einem ersten Treffen nach Berlin. Das Thema ist aktuell und drängend: Viele Kliniken suchen nach Wegen, wie sie mit dieser wachsenden Patientengruppe bestmöglich umgehen können. Denn oft haben alte Menschen, die mit einer akuten Erkrankung eingeliefert werden, auch die Diagnose Demenz. In Berlin erhielten die Teilnehmer Informationen über vorbildliche Qualifizierungsansätze aus England und den USA. Es gab Fachreferate zum Umgang mit herausforderndem Verhalten und zur Umgebungsgestaltung im Krankenhaus. Außerdem stellten sich die bereits geförderten fünf Projekte als Beispiele guter Praxis vor. Fast alle Einrichtungen, die in Berlin dabei waren, haben die nächste Stufe des Auswahlverfahrens erklommen und bewerben sich mit eigenen Konzepten für eine Förderung. Die ausgewählten Häuser können über dreieinhalb Jahre bis zu 100.000 Euro für die Entwicklung und Umsetzung eines demenzsensiblen Konzepts beantragen.

www.bosch-stiftung.de/demenz_im_krankenhaus



Kerstin Bühl (Mitte) erklärt das Demenz-Projekt am Robert-Bosch-Krankenhaus



EUROPA

:: Nur entschlossene Reformen helfen

Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) legt im Auftrag der Stiftung Studie zur Jugendarbeitslosigkeit in Europa vor: Wissenschaftler fordern Reformen der Bildungssysteme und Arbeitsmärkte

DIE JUGENDARBEITSLOSIGKEIT HAT VOR allem in den südeuropäischen Ländern besorgniserregende Dimensionen erreicht. In der Studie »Youth Unemployment in Europe« analysieren die Wissenschaftler vom ZEW (Mannheim) die Ursachen dafür, bewerten bereits vorgenommene oder geplante Reformen und geben konkrete Handlungsempfehlungen. Strategien gegen Jugendarbeitslosigkeit müssen auf nationaler Ebene ausgearbeitet und umgesetzt werden, so die Autoren. Es lassen sich jedoch Elemente festhalten, die für alle Länder relevant sind, um das Problem in den Griff zu bekommen (»Handlungsplan« rechts). Die Stiftung

greift das Thema – in einer gemeinsamen Initiative mit der Robert Bosch GmbH – in weiteren Vorhaben auf, zum Beispiel mit dem »Center for European Trainees« in Stuttgart, finanziert von der Stiftung und den Arbeitgebern Baden-Württemberg.

Es unterstützt Jugendliche aus Südeuropa und Arbeitgeber aus dem Land als Servicecenter für duale Ausbildung.

www.bosch-stiftung.de/jugendarbeitslosigkeit

Ein allgemeiner Handlungsplan gegen die Jugendarbeitslosigkeit in Europa

1. Mehr Arbeitsplätze für Berufseinsteiger schaffen

Wirtschaftswachstum fördern, das zu mehr und besseren Arbeitsplätzen führt – Spaltung des Arbeitsmarktes für ältere und jüngere Arbeitnehmer bekämpfen – Hohe Einstiegsgehälter senken, Einstellungsanreize durch Lohnsubventionen fördern.

2. Qualifikatorischen Mismatch bekämpfen

Schulabbrecherquoten verringern – Qualität der Berufsausbildung steigern durch bessere (duale) Ausbildung im Betrieb – Stärker praxisbezogene Lehrpläne an Universitäten.

3. Aktive arbeitsmarktpolitische Instrumente zielgenau einsetzen

Berufsberatung und Arbeitsvermittlung verbessern – Ausbildung für junge Arbeitslose auf Arbeitsplätzen in Unternehmen bezuschussen – Keine Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen.

4. Grenzüberschreitende Mobilität fördern

Mobilität zur Ausbildung oder Beschäftigung in Mangelberufen unterstützen – Information über Beschäftigungschancen in Europa verbessern – Sprachliche und psychologische Barrieren senken.

5. Relevante Stakeholder involvieren

Kooperative Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern aufbauen – Betriebe zur Einführung dualer Ausbildungsstrukturen anregen – Nationale Agenda gegen Jugendarbeitslosigkeit formulieren und Fortschritte überwachen.



Ob Handwerk oder Sozialunternehmer: Es braucht Chancen für Beschäftigung

EUROPA

:: Solidarität eröffnet neue Perspektiven

Initiative »This Works!« in Spanien, Italien und Griechenland: Wie Sozialunternehmertum jugendlichen Arbeitslosen helfen kann

FÜR VIELE JUNGE MENSCHEN in Südeuropa ist es nahezu unmöglich, einen Ausbildungsplatz zu bekommen oder nach dem Studium den Berufseinstieg zu schaffen. Die hohe Jugendarbeitslosigkeit produziert vielerorts eine »Lost Generation«, wie dies die von der Robert Bosch Stiftung in Auftrag gegebene Studie (siehe linke Seite) eindrücklich gezeigt hat. Neue, solidarische Ideen sind gefragt. Gemeinsam mit Ashoka, einer weltweit führenden Organisation zur Förderung von Sozialunternehmertum, hat die Stiftung das Programm »This Works!« ins Leben gerufen. »This Works!« hat das Ziel, erfolgreiche, bereits umgesetzte Ideen aus anderen Ländern nun in Italien, Spanien und Griechenland zu verbreiten. Ashoka hat für die Aufgabe Sozialunternehmer aus seinem weltweiten Netzwerk ausgewählt, die in den drei Zielländern ihre Erfahrungen bekannt machen und Konzepte für eine erfolgreiche Umsetzung



Gemeinsam klappt es: Ashoka Fellows und Partner vor Ort

vor Ort entwickeln. Es geht vor allem um Themen, die hier besonders akut sind: Wie verschafft man Jugendlichen den Zugang zum Arbeitsmarkt? Welche sozialen Dienstleistungen bieten sich an, weil sie von staatlicher Seite oder anderen Akteuren bislang nicht (oder nicht mehr) angeboten werden? Für Neugründungen braucht es lokale Strukturen, die Ashoka parallel aufbaut, sowie Unterstützer aus Wirtschaft, Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft. Eine Reihe weiterer Förderer konnte in den drei Ländern bereits gewonnen werden. Mit diesen Schritten sollen junge Menschen vor Ort ermutigt werden, selbst aktiv zu werden und an der Gestaltung unkonventioneller Ideen mitzuwirken: europäische Solidarität, wie sie sein sollte. www.bosch-stiftung.de/thisworks

KULTUR

:: Adelbert-von-Chamisso-Preis 2015

Sherko Fatah erhielt die mit 15.000 Euro dotierte Auszeichnung der Robert Bosch Stiftung

DER LITERATURPREIS GILT SHERKO Fatahs bisherigem Gesamtwerk und insbesondere dem jüngsten Roman »Der letzte Ort« (2014), in dem er von der Entführung eines Deutschen und seines arabischen Übersetzers im Irak erzählt. Darin habe Sherko Fatah »der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ein neues und hochaktuelles Themenfeld erschlossen«, erklärte die Jury. Die diesjährigen Förderpreise in Höhe von jeweils 7.000 Euro gingen an Olga Grjasnowa für ihren zweiten Roman »Die juristische Unschärfe einer Ehe« (2014) sowie an Martin Kordić für seinen Debütroman »Wie ich mir das Glück vorstelle« (2014). Mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ehrt die Robert Bosch Stiftung herausragende



Der Adelbert-von-Chamisso-Preis ging 2015 an Sherko Fatah

auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache. Damit ist der Preis der einzige seiner Art in Deutschland. 2015 wurde er zum 31. Mal verliehen. Die Preisverleihung fand am 5. März in München statt.

www.chamissopreis.de



BILDUNG

:: 50 neue Talente im Land

Aufnahme der neuen Stipendiaten in das Programm »Talent im Land« – Chance nun auch für Talente ohne Migrationshintergrund

EINEN »FASZINIERENDEN MENSCHENATLAS« HABE er entdeckt, so die Worte des Dichters José F. A. Oliver in seiner Festrede anlässlich der Aufnahme von 50 neuen Stipendiaten ins Programm »Talent im Land« (TiL) in Stuttgart. Dies geschah, so Oliver, als er in der Vorbereitung »die unglaublichen Geschichten ihrer Persönlichkeiten lesen durfte«. Neben finanzieller Unterstützung erhalten die beeindruckenden jungen Leute nun viele Angebote wie Sommerakademien, Seminare und persönliche Begleitung auf ihrem Weg zum Abitur. »Wir wollen ein Stück Bildungsgerechtigkeit herstellen«, erklärt Ingrid Hamm, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung. »Eine Investition in die Zukunft« nennt es Christoph Dahl, Geschäftsführer der Baden-Württemberg Stiftung. Seit 2003 tragen Robert Bosch Stiftung und Baden-Württemberg Stiftung ge-

meinsam das Programm, das sich bisher nur an begabte Zuwanderer wandte. Nun können sich auch Talente ohne Zuwanderungsgeschichte bewerben. Denn »Zuwanderung ist eine Risikolage, aber Arbeitslosigkeit oder Armut lässt sich in unserem Land nicht allein an der Herkunft festmachen.

Das kann deutsche Familien genauso treffen«, so Ingrid Hamm.

www.bosch-stiftung.de/talentimland

Ehemalige Stipendiaten trugen zum Festprogramm bei (o.). Die neu aufgenommenen Schülerinnen sind zu Recht sehr stolz



»Talent im Land« fördert und begleitet begabte Jugendliche auf ihrem Weg zum Abitur

GESELLSCHAFT

:: Die Deutschen und das Thema Asyl

Repräsentative Umfrage über Haltungen der Bevölkerung – neue Kommission berufen

DAS THEMA ASYL RANGIERT aktuell weit oben in Medien und Politik. Aber was denkt die deutsche Bevölkerung darüber? Um es herauszufinden, hat die Stiftung das Institut für Demoskopie Allensbach mit der Studie »Asyl und Asylbewerber: Wahrnehmungen und Haltungen der Bevölkerung 2014« beauftragt. Einige Ergebnisse: 66 Prozent der Befragten können sich vorstellen, Asylbewerber persönlich zu unterstützen, z. B. durch Sachspenden oder ehrenamtliche Hilfe. 42 Prozent fänden näheren Kontakt zu Asylbewerbern interessant, bisher haben dies nur 5 Prozent. 59 Prozent der Befragten sprechen sich für strenge Asylregeln aus, sehen aber persönliche Verfolgung und existentielle Bedrohungen als legitime Gründe, um in Deutschland um Asyl nachzusuchen. Genannt werden Krieg oder Bürgerkrieg im Heimatland, politische und religiöse Verfolgung, Hautfarbe, sexuelle Orientierung und Naturkatastrophen. Eine Mehrheit spricht sich aber gegen die Aufnahme aus, wenn die Flucht aus weitestgehend wirtschaftlichen Gründen erfolgt. Mehrere aktuelle Projekte der Stiftung zielen darauf, Informationslücken bei der Diskussion über Flucht und Asyl zu schließen. So soll etwa die neue »Robert Bosch Expertenkommission Flucht und Asyl« konkrete, bedarfsorientierte Handlungsempfehlungen liefern. Unter Vorsitz von Armin Laschet, früherer Integrationsminister in Nordrhein-Westfalen, soll die Kommission Fachwissen aufbereiten und parteipolitisch unabhängig beraten.

www.bosch-stiftung.de/befragung_asyl

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Renommiertere Expertin für Deutschland in der US-Hauptstadt

Die Juristin und Publizistin Constanze Stelzenmüller ist erster Robert Bosch Senior Fellow am bekannten Thinktank The Brookings Institution – ihr Thema: Deutschlands Rolle und Einfluss in Europa

:: Welche Erwartungen haben Sie, wo sind die großen Herausforderungen?

Constanze Stelzenmüller: Derzeit schaut alle Welt auf Deutschland – mit gewaltigen Erwartungen. Dementsprechend ist auch die Einrichtung der neuen Stelle mit großem Interesse begleitet worden. Thematisch könnte das Feld nicht weiter sein. Es steht die Frage im Raum: Was kann Deutschland tun, um die offene, freie und friedliche globale Ordnung zu schützen? Und was bedeutet das alles für unser Verhältnis zu Amerika?

:: Wie wird die deutsche Politik in den USA wahrgenommen?

CS: Das Wohlwollen gegenüber Deutschland ist fast so groß wie die Er-

wartungen! Es gibt eine enorme grundsätzliche Sympathie. Es gibt aber auch manche unrealistische Erwartung und auch Unverständnis und kritische Fragen. Hier muss man vermitteln, übersetzen, erklären – und sicher auch hier und da zurechtrücken, wo Deutschlands Einfluss überschätzt wird.

:: Wo sehen Sie besonderen Bedarf?

CS: Diese Beziehung bedarf, wie jede alte und tiefe Freundschaft, der steten Erneuerung und Vergewisserung – bei respektvoller Distanz vor dem, was auch Freunde nicht voneinander verstehen können. Washington wird in Europa gerne für »die USA« gesetzt. Wer Verständnis für deutsche Debatten in Amerika schaffen und amerikanische

Fellow in Washington, D.C.: Constanze Stelzenmüller



Meinungsvielfalt begreifen will, muss aber das Gespräch jenseits der Hauptstadt suchen.

:: Wie haben Sie reagiert, als Sie die Nachricht Ihrer Berufung erhielten?

CS: Ich habe mich sehr gefreut, als ich ausgewählt wurde. Das ist eine große Ehre für mich – und der Beginn einer aufregenden neuen Phase in meinem Leben.

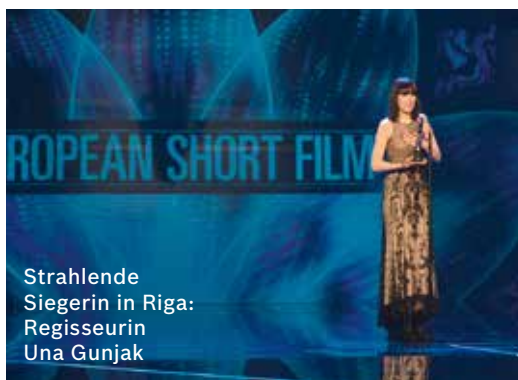
KULTUR

:: Grandioser Erfolg für »The Chicken«

Der von der Robert Bosch Stiftung geförderte Kurzfilm gewann den Europäischen Filmpreis als bester Kurzfilm im Jahr 2014

DIE PRODUKTION »THE CHICKEN« ist bei der Verleihung des Europäischen Filmpreises 2014 als bester Kurzfilm Europas ausgezeichnet worden. Bei der Preisverleihung am 13. Dezember in Riga nahm Una Gunjak die Auszeichnung entgegen. Gunjak, die aus Bosnien-Herzegowina kommt, hat den Kurzfilm zusammen mit der deutschen Produzentin

Jelena Goldbach und Sinisa Juricic aus Kroatien gedreht. Sie selbst schrieb das Drehbuch und führte Regie. »The Chicken« gewann 2013 den Filmförderpreis der Robert Bosch Stiftung



Strahlende Siegerin in Riga: Regisseurin Una Gunjak

für Koproduktionen von Nachwuchsfilmemachern aus Deutschland und Osteuropa. Erst mit Unterstützung der Stiftung konnte das Projekt realisiert werden. www.coproductionprize.com

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Preise für deutsch-französische Ideen

Grenzüberschreitende Projekte im Wettbewerb »On y va – auf geht's!« geehrt

DIE ROBERT BOSCH STIFTUNG zeichnete in Ludwigsburg die Gewinner des deutsch-französischen Ideenwettbewerbs »On y va – auf geht's!« aus. Eine Jury hatte aus 15 teilnehmenden Projekten der Finalrunde vier herausragende Initiativen ausgewählt. Hier engagieren sich Bürger beider Länder ehrenamtlich. Prämiert wurden die trinationale (zusätzlicher Partner im Senegal) Müllkunst-Aktion »Einfälle statt Abfälle«, ein Austausch zum Thema Alzheimer, ein Musikprojekt von Jugendlichen sowie ein Theaterstück über die Folgen der Finanzkrise.

www.bosch-stiftung.de/ideenwettbewerb

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Bellevue: Jubiläum mit dem Hausherrn

Zehn Jahre Bellevue-Programm für junge Beamte mit Führungspotential aus EU-Ländern



Der Bundespräsident im Gespräch mit einer Stipendiatin

FÜR NACHWUCHSFÜHRUNGSKRÄFTE AUS DEN obersten Ministerien verschiedener EU-Mitgliedsstaaten hat die Robert Bosch Stiftung 2004 zusammen mit dem Bundespräsidialamt das Bellevue-Programm ins Leben gerufen. Zum zehnjährigen Jubiläum des Austauschprogramms lud der Hausherr, Bundespräsident Joachim Gauck, aktuelle und ehemalige Stipendiaten ins Schloss Bellevue ein. In seiner Ansprache lobte er den europäischen Gedanken des Programms, der nicht nur die europäische Verwaltung stärke, sondern auch ein starkes »europäisches Wir-Gefühl« wachsen lasse. »Die Kooperation der Behörden ist nur ein Beispiel dafür, wie eng wir in Europa bereits miteinander verbunden sind«, so Gauck. Bis zu zwölf Stipendiaten gehören zu einem Jahrgang. Sie absolvieren einen 15-monatigen Aufenthalt in einem europäischen Partnerland, vertiefen dort ihre Sprachkenntnisse und machen sich mit den Verwaltungsstrukturen und den Formen der politischen Willensbildung des Gastlands vertraut. Die ersten Partnerländer waren neben Deutschland noch Portugal, Polen, Italien und Ungarn. Heute gehören auch Frankreich, Spanien, Irland, Slowenien und ganz neu Griechenland zum »Bellevue-Kreis«.

www.bosch-stiftung.de/bellevue

Angestiftet – was bleibt?



2009 bewarb sich Yvonne Anders für das Forschungskolleg

Als die Stiftung 2009 erstmals 15 Plätze für das Forschungskolleg Frühkindliche Bildung ausschrieb, hat sich **Yvonne Anders** als Nachwuchswissenschaftlerin beworben; mit Erfolg. Heute ist die 37-Jährige Professorin und leitet den Arbeitsbereich Frühkindliche Bildung und Erziehung an der FU Berlin

:: Chinesisch schon im Kindergarten oder mehr Kitaplätze in vielen Regionen – was fehlt wirklich in der Frühkindlichen Bildung?

Yvonne Anders: Es geht vor allem um ein neues Qualitätsverständnis. Das hat mit finanzieller Ausstattung, mit der Weiterentwicklung des Bildungsverständnisses und mit den Qualifikationen des Personals zu tun. Etwa 80 Prozent aller Beschäftigten in Kitas sind Erzieherinnen mit dreieinhalbjähriger Ausbildung. Der Anteil mit akademischem Abschluss ist noch sehr gering. Studien zeigen, dass hochqualifizierte Fachkräfte als Multiplikatoren für die Qualitätsentwicklung wirken können. Die Qualifikation der pädagogischen Fachkräfte ist aber nicht so schlecht wie ihr Ruf. Im Vergleich zu anderen Ländern haben wir nur ganz wenige ungelernte Kräfte. Ich wünsche mir ein größeres Bewusstsein und entsprechendes Handeln, dass die Weiterentwicklung der Qualität genauso wichtig ist wie die Quantität.

:: Sie haben 2003 im Fach Psychologie an der Uni Münster promoviert. Wie kamen Sie zum Forschungskolleg Frühkindliche Bildung?

Yvonne Anders: Es war die Zeit, als sich Deutschland im Pisa-Schock befand nach den ernüchternden Ergebnissen. Das Thema Bildung insgesamt war hochpolitisch. Und mich hat die Frage gepackt, warum unser Bildungssystem so ungerecht ist. In England konnte ich an einer der größten Studien über die Auswirkungen vorschulischer Bildung auf die Entwicklung von Kindern mitarbeiten. Das hat mich begeistert und war eine Art Initialzündung. Später wechselte ich zur Uni Bamberg, wo mich Professor Roßbach auf das neue Forschungskolleg aufmerksam machte.

:: Und Sie haben sich beworben. Warum?

Yvonne Anders: Es war geradezu für Personen wie mich gemacht, für Seiteneinsteiger, die durch das tolle Angebot an Weiterbildungen über zwei Jahre qualifiziert werden sollten. Das Forschungskolleg wurde stark beworben und war sehr kompetitiv in der Auswahl. Das war spannend und hat mich gereizt.

:: Im Rückblick: Was nehmen Sie bis heute mit aus dieser Zeit?

Yvonne Anders: Ganz sicher das Netzwerk, das mit den anderen Stipendiaten entstanden ist und bis heute hält. Es gibt zum Beispiel gemeinsame Publikationen oder Forschungsprojekte, an denen mehrere von uns mitarbeiten. Auch wenn ich Kontakte für neue Vorhaben suche, befinden sich in diesem Kreis meine ersten Ansprechpartner. Die finanzielle Unterstützung im Kolleg war natürlich schön. Aber am allerwichtigsten sind die Kontakte, die bis heute anhalten.



Freund und
Ratgeber der
Robert Bosch
Stiftung; der
Weltbürger
Richard von
Weizsäcker

:: Wir trauern um Bundespräsident Dr. Richard Freiherr von Weizsäcker

Richard von Weizsäcker gehörte von 1973 bis 1997 dem Kuratorium der Robert Bosch Stiftung an. Er hat die Robert Bosch Stiftung geprägt wie kein anderer ihrer Kuratoren. Einen besseren hätte sie nicht finden können. Von Weizsäcker vereinte auf einmalige Weise Weltbürgertum und Patriotismus und hatte sowohl die großen Menschheitsfragen als auch die lokalen Nöte und Anforderungen im Blick. Er verkörperte wie Robert Bosch die besten deutschen Traditionen und war ein begnadeter Menschenanreger und Menschenverbinder. Ein wortgewaltiger, aber leiser deutscher Jahrhundertmensch, der als parteiübergreifend anerkannte moralische Instanz ruhig und abwägend sein Land bewegt und verändert hat.

Die Robert Bosch Stiftung verdankt ihm entscheidende Weichenstellungen ihrer fünfzigjährigen Geschichte, vor allem in der Völkerverständigung. Auch in der Förderung der Bildung, der Kultur und der Wohlfahrtspflege gab er mit seinem weiten Horizont und seiner unermüdlichen Sorge um die Zukunft unserer Gesellschaft wichtige Anregungen. Bis zuletzt blieb er seiner Robert Bosch Stiftung eng verbunden, verfolgte ihre Entwicklung und Aktivitäten, gab Anregungen und Rat und war bei wichtigen Veranstaltungen präsent, zuletzt beim 40-jährigen Jubiläum der Förderung der deutsch-polnischen Beziehungen im April 2014.

Diese Nähe war für die Robert Bosch Stiftung eine besondere Ehre und Verpflichtung. Ein von der Stiftung begründeter Richard von Weizsäcker-Lehrstuhl an der Johns Hopkins Universität und ihr wichtigstes Stipendienprogramm, die Richard von Weizsäcker Fellows an der Robert Bosch Academy in Berlin, geben dieser besonderen Verbindung Ausdruck.

Wir haben einen großen Förderer und Freund verloren und werden seiner stets mit tiefer Dankbarkeit gedenken.

PERSONALIA

NEUE MITARBEITER

Gesundheit und Wissenschaft:

Dr. Anja Ernst, Kristina Maurer,
Daniela Neumann

Bildung und Gesellschaft: Dr. Martin Kilgus,
Raphaela Schweiger, Cristina Winter

Amerika und Asien: Dr. Clemens Spieß,
Carolin Wattenberg

Europa und seine Nachbarn:

Sarah Schmidt, Christian Strob

Zentralbereich: Kathrin Bolzek,
Katarina Kies, Susann Pfeiffer

Trainee: Anne Burghardt

AUSGESCHIEDEN

Gesundheit und Wissenschaft:

Sonja Neumeyer, Annkathrin Zink

Bildung und Gesellschaft: Ina Bergler,
Malte Gregorzewski, Tabea Freutel,
Elisabeth Jenne, Dr. Roman Rösch,
Dr. Hannes Schammann, Anke Wagner

Amerika und Asien: Pia Bisch, Tanja Schulze

Europa und seine Nachbarn: Katharina
Fischer, Heike Heitkamp-Mai, Mona Hinz

Personal: Daniel Gödecker

Büro Berlin: Valerij Filipchuk, Rosa-Maria
Cordeiro-Stiernerling

Kommunikation: Jana Braun, Brigitte Ratz,
Sandra Scheffel

IMPRESSUM

Robert Bosch Stiftung Magazin,
Nr. 18, März 2015

Das Magazin erscheint in einer Auflage von
8.500 Exemplaren. Eine PDF-Version steht
unter www.bosch-stiftung.de zum Download
bereit.

Herausgeber

Robert Bosch Stiftung GmbH,
Heidehofstraße 31, 70184 Stuttgart,
magazin@bosch-stiftung.de

Geschäftsführung

Dr. Ingrid Hamm, Prof. Dr. Joachim Rogall

Verantwortlich

Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation

Redaktion

Jana Braun (Ltg.), Stephanie Rieder-Hintze

Layout und Produktion

C3 Creative Code and Content GmbH, Berlin

Druck

J. F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart
ISSN-Nr. 1865-0910

